Wer lieben will, muß leiden.

Ein Roman

von

Charles Reade.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Gegen das Ende des letztvergangenen Jahrhunderts wohnte der Baron von Beaurepaire auf seinem in der Bretagne gelegenen Schlosse dieses Namens. Seine Familie war ungeheuer alt. Sieben Barone hatten schon nach einander auf diesem Punkte Frankreichs florirt, als ein jüngerer Sohn des Hauses seinen Nachbar, den Herzog der Normandie, auf seinem Einfalle in England begleitete und durch Verleihung eines Stückes Land belohnt ward, auf dem er sofort einen Graben grub und ein Schloß baute, welches er ebenfalls Beaurepaire nannte. Die würdigen Eingebornen verstümmelten diesen Namen ohne Zögern in »Borreper.«

Seit diesem Tage hatten mehr als zwanzig Barone derselben Abkunft nach der Reihe das Stammschloß mit den dazu gehörigen Ländereien besessen und es auf den gegenwärtigen Herrn vererbt.

So in seiner heimischen Bretagne wurzelnd, war Henri Lionel Marie St. Quentin von Beaurepaire so glücklich, wie irgend ein Mensch gepriesen werden kann, ehe er stirbt. Er besaß Gesundheit, hohen Rang, ein gutes Einkommen, ein schönes Gut, ein stattliches Haus, ein liebendes Weib und zwei liebenswürdige junge Töchter, die mit inniger Liebe und Verehrung an ihm hingen.

Zwei Monate lang jedes Jahr besuchte er die Vorstadt St. Germain und den Hof. In beiden Regionen kannte jeder Edelmann und jeder Lakei seinen Namen und sein Gesicht. Seine Wiederankunft in der Bretagne nach dieser kurzen Abwesenheit ward allemal durch ein ländliches Fest gefeiert.

Vor allen Dingen aber besaß Herr von Beaurepaire den höchsten aller Schätze — die Zufriedenheit. Er wird nicht von geheimen Wünschen gefoltert. Der Ehrgeiz hatte für ihn nichts Verlockendes. Warum sollte er lange Reden anhören, unwürdigen Personen den Hof machen und sich zu Intriguen erniedrigen, um einen so unsicheren und zweideutigen Preis wie ein Staatsamt ist, zu erringen, während er ohne Mühe und ohne Verlust an Selbstachtung der Baron vou Beaurepaire seyn konnte?

Auch der gesellige Ehrgeiz hatte für ihn nicht viel Verführerisches. Mochten Emporkömmlinge beim Scheine von zweitausend Lampen und Kerzen ihre Bälle geben und ihr Vermögen vergeuden, um sich in der fashionablen Welt hervorzuthun — er hatte durch solche Thorheit nichts zu gewinnen and durch ein bescheidenes eingezogenes Leben nichts zu verlieren, denn er war der neunundzwanzigste Baron von Beaurepaire.

So klug, so stolz, so wenig eitel, so stark an Gesundheit, Reichthum und Ehren stand er da, daß man hätte meinen sollen, nur ein Erdbeben könne diesen Mann und sein Haus erschüttern. Und dennoch wurden beide erschüttert, obschon sie seit Jahrhunderten in dem Boden wurzelten.

Das Erdbeben war aber auch kein gewöhnliches.

Seit Jahren hatte Frankreich schweigend zwei schwere Bürden getragen — eine egoistische, corrupte Monarchie und eine zahlreiche, bevorrechtete, träge und drückende Aristo-

kratie, von welcher der Bauer, obschon er in Frankreich der Hauptbesitzer des Bodens ist, behandelt ward wie ein russischer Leibeigener.

Die Geschichte der französischen Revolution ist allbekannt. Wir wissen wie jener schwache König weder Weib noch Mann war — wie er weder mit Huld zu gewähren, noch mit Gewalt zu widerstehen wußte. Wir wissen wie sein Haupt in einem Augenblicke fiel, wo es ungereimt war zu behaupten, daß die Freiheiten der Nation durch diese arme unthätige Null gefährdet sehen. Wir wissen, wie die Hefe der Nation oben aufkam, und sich für »das Volk« ausgab. Wir wissen wie Gesetz, Religion, gesunder Menschenverstand und Humanität ihr Antlitz verhüllten, wie das Blut der Unschuldigen von den Schaffoten herabströmte und wie nur der Schrecken regierte.

Frankreich ward von wilden Bestien zerfleischt, und war dem Tode nahe, als der Himmel einen Mann sendete, welcher die wilden Bestien hinwegscheuchte, das niedergeworfene Land mit starker Hand emporrichtete und ihm wieder Geltung verschaffte unter den Nationen.

Ehe aber dieser Held kam, verzweifelte mancher ehrliche Mann und guter Franzose an Frankreichs Rettung.

Zu diesen Zweiflern gehörte auch Herr von Beaurepaire.

Diese Republicaner — die Mörder von Königen, Frauen und Kindern — waren in seinen Augen die entsetzlichsten Ungeheuer, unter deren Gewalt die Menschheit jemals geseufzt. Er legte, als der König hingerichtet war, Trauerkleidung an, und empfing keine Besuche. Er brütete in seinem Schlosse und schrieb und empfing Briefe, und diese Briefe kamen und gingen alle auf Privatwegen. Er fällte große Massen Bauholz. Er nahm bedeutende Summen Geldes auf seine Besitzungen

auf. Dann erlauerte er die Gelegenheit und verschwand unter dem Vorwande einer Reise auf einmal aus dem Schlosse.

Drei Monate später kam ein bestaubter Reiter in den Hof des Schlosses Beaurepaire gesprengt und verlangte die Baronin zu sprechen. Mit gesenkten Blicken überreichte er ihr einen Brief. Dieser enthielt einige wenige traurige Worte von Herrn von Larochejacquelin. Der Baron hatte vor wenigen Tagen in der Vendée im Kampfe für das rechtmäßige Königthum seinen Tod gefunden.

Von dieser Stunde an bis zu ihrem Tode trug die Baronin Trauerkleidung.

Die Trauernde wäre verhaftet und vielleicht guillotinirt worden, wenn sich ihrer nicht ein Freund angenommen hätte, von welchem die Familie am allerwenigsten wirksame Hilfe erwartete.

Doctor St. Aubin hatte seit zwanzig Jahren in dem Schlosse gelebt. Er war ein Mann der Wissenschaft und das Geld hatte für ihn keinen Werth. Deshalb gab er seine ärztliche Praxis auf und verfolgte seine Forschungen und Studien mit Muße unter dem Dache des Barons. Alle liebten ihn und lachten in den Tagen des Glückes über seine Sonderbarkeiten und Zerstreutheit, und jetzt auf einmal, in der gewaltigen Krisis, ward der Schützling zum Erstaunen Aller und zu seinem eigenen der Beschützer.

Der liebenswürdige Theoretiker war einer der ältesten Republicaner in Europa — nemlich mit dem Munde. Es ist dies um so weniger zu verwundern, als in der Theorie die Republik allerdings die vollkommenste Regierungsform ist. Nur in der Praxis wird sie in den meisten Fällen unmöglich.

Doctor St. Aubin hatte seit Jahren über speculativen Republicanismus geredet und geschrieben. Die zeitweilige

Staatsbehörde hielt ihn daher auch wirklich für einen Republicaner und fragte bei ihm an, ob die Baronin die politische Gesinnung ihres Mannes theile. Er antwortete keck, dies sey nicht der Fall und setzte hinzu: »Sie ist meine Schülerin.« Auf diese Versicherung hin begnügte man sich, von der Herrschaft Beaurepaire eine bedeutende Summe als Contribution und Strafe zu erheben.

Damals waren Assignaten an der Tagesordnung. Gutes Papier — ein weltbekannter Feigling — hatte sich Flügel gemacht und war ins Ausland geflohen und die klingende Münze verkroch sich in eiserne Kasten wie ein gescheuchtes Kaninchen in seine Höhle.

Die Geldstrafe ward bezahlt, es mußten aber schwere Hypotheken auf die Besitzung aufgenommen und hoch verzinst werden.

Nicht sobald war dies Geschäft geordnet, als es sich herausstellte, daß der Baron kurz vor seinem Tode bedeutende Schulden gemacht hatte, wofür ebenfalls mit seiner Hinterlassenschaft gehaftet werden mußte.

Die Baronin verkaufte ihren Wagen und ihre Pferde und schickte sich mit ihren Töchtern an, sich bis auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse einzuschränken, um wo möglich auf diese Weise ihre Schulden zu bezahlen.

Nun blieben Alle weg, die sonst sehr gern auf dem gastlichen Schlosse verkehrt hatten. Die sogenannten Freunde waren wie verschwunden und die arme Witwe und ihre Töchter lernten nun die Niedrigkeit und Unbeständigkeit der Menschen gewöhnlichen Schlages kennen.

Als die übrigen Diener ihren Lohn eingestrichen und sich entfernt hatten, blieb blos noch eine gewisse Jacintha zurück

und bat um die Erlaubniß, mit der Baronin sprechen zu dürfen.

»Was wünschest Du von mir, mein Kind?« fragte die Baronin mit einem Gemisch von Ueberraschung und Neugier.

»Verzeihen Sie, Frau Baronin,« begann Jacintha, »wie aber könnte ich Sie und Mademoiselle Josephinen und Mademoiselle Laura verlassen? Bedenken Sie, ich bin in Beaurepaire geboren, meine Mutter starb hier in diesem Schlosse, mein Vater starb im Dorfe, aber er bekam sein Essen jeden Tag von dem Tische des Herrn Barons und sein Feuerholz aus Ihrem Walde, und starb, indem er die Familie Beaurepaire segnete. Fräulein Laura, legen Sie doch ein gutes Wort für mich ein. Ach, Sie weinen! Sie sehen also selbst ein, daß ich nicht gehen kann. In der That, Frau Baronin, ich kann nicht gehen. Die Andern sind fortgegangen, weil jetzt kein Reichthum und kein Wohlstand mehr hier herrscht. Ich aber frage nicht darnach, sondern will bleiben, bis die Sonne wieder auf das alte Schloß herniederscheint und dann sollen Sie mich fortschicken, wenn Sie mich einmal nicht mehr haben mögen, aber nur nicht jetzt — nur nicht jetzt!«

Und das warmfühlende Mädchen begann zu weinen und zu schluchzen.

»Liebes Kind,« sagte die Baronin, »diese Gesinnungen machen Dir Ehre und rühren mich. Entferne Dich aber jetzt auf einige Augenblicke, damit ich mich mit meinen Töchtern berathen kann.«

Jacintha verließ das Zimmer.

Die Berathung der Baronin bestand darin, daß sie ihre Arme öffnete und ihre Töchter ihr beide zugleich um den Hals fielen.

»Meine Kinder, es gibt also doch Menschen, die Euch lieben.«

»Nein, nicht uns — Dich, Mama! Du bist es, die wir Alle lieben.«

Drei Frauen waren jetzt die einzigen Säulen, ein Mann der Wissenschaft und eine Dienerin die äußeren Stützen, die Strebepfeiler des großen alten Hauses Beaurepaire.

So wie ein Monat nach dem andern verging, gewann Laura Aglae Rosa von Beaurepaire trotz Unglück und Armuth ihre natürliche Heiterkeit allmälig wieder — so viel vermag Jugend im Bunde mit Gesundheit und angebornem Frohsinn.

Ihre ältere Schwester dagegen trug einen Kummer in sich, der nur sie allein anging.

Capitän Dujardin, ein wackerer junger Offizier von guter Herkunft und sein eigener Herr, hatte ihr mit Zustimmung ihrer Eltern den Hof gemacht, und selbst als der Baron den Soldaten der Republik mit mißtrauischen Blicken zu betrachten begann, wollte der junge Dujardin, obschon er zu stolz war, um sich der Ironie und den verächtlichen Blicken des Barons auszusetzen, seine Liebe nicht seinem verletzten Stolze opfern. Er kam nicht mehr auf das Schloß wartete aber stundenlang auf dem Wege nach der kleinen Capelle im Park, um vielleicht ein flüchtiges Wort oder auch nur einen freundlichen Blick mit Josephinen wechseln zu können.

Eine solche Anhänglichkeit eroberte allmälig ein Herz, welches sie schon in glücklichen Zeiten halb geneigt gewesen, ihm zu schenken, und als er sie verließ, weil die Pflicht ihn zu fernen, mit nicht gewöhnlichen Gefahren verknüpften Dienstleistungen hinwegrief, da vermochte ihre weibliche Zurückhaltung nicht länger zu widerstehen und sie gestand ihm

zum ersten Male, daß sie ihn mehr liebe, als irgend etwas in der Welt — Pflicht und Ehre ausgenommen.

Sie schieden tief bekümmert, aber dennoch mit hoffnungsvollem Herzen. Nach Art der Frauen tröstete sie ihn, während noch ihre eigenen Thränen flossen.

„Sey klug um meinet‑. wenn auch nicht um deinetwillen. Möge Gott Dich in seinen Schutz nehmen! Deine Gefahr ist unsere einzige Furcht, denn wir sind eine Familie, die in vollkommener Eintracht lebt. Mein Vater wird meiner Neigung niemals Gewalt anthun, diese unglücklichen Meinungsverschiedenheiten werden hoffentlich bald ein Ende nehmen, und dann wird er Dich wieder lieben. Ich sage nicht: Bleibe mir treu. Ich will weder mir noch Dir durch einen Zweifel Unrecht thun; versprich mir aber, dein Leben nicht leichtsinnig auf's Spiel zu setzen. O, Camill! Camill!“

Er versprach ihr was sie von ihm begehrte und sie gelobten sich zum Abschied nochmals Liebe und Treue.

Briefe aus dem Feldlager, welche eine fast an Anbetung grenzende Hingebung athmeten, nährten Josephinens Neigung, und mehr als einmal machte die öffentliche Erwähnung seines Namens und seiner Dienste sie stolz auf den muthigen jungen Soldaten, dessen Herz ihr gehörte.

Noch war die Zeit nicht gekommen, wo sie ihren Eltern ihr ganzes Herz öffnen konnte. Der Baron war jetzt mit dem Schicksale des Staates viel zu sehr beschäftigt, als daß sie hätte wagen können, ihn durch ihre Liebesangelegenheiten zu behelligen.

Die Baronin betrachtete, wie viele Mütter, ihre Tochter noch als ein Kind, obschon sie zwanzig Jahre alt war. Sie gehörte noch der alten Schule an. Eine leidenschaftliche Liebe in dem Herzen einer Dame vor der Ehe war nach ihrer An-

sicht der Etikette zuwider und deshalb unangemessen — ein Begriff, in welchem für sie zugleich der Begriff des Unmöglichen lag.

Ihre Schwester liebte Josephine sehr zärtlich, aber Laura war drei Jahre jünger als sie und sie vermied es mit bescheidenem Zartsinn, ihr Gefühle anzuvertrauen, deren bloße Erwähnung das weibliche Herz über die Jahre der Kindheit hinaushebt.

Deshalb verschloß Josephine ihr Herz und die wonnige erste Liebe schmiegte sich tief in ihr innerstes Wesen hinein und durchschauerte ihre geheimsten Adern und Fibern. Leider kam die Zeit, wo dieses liebende aber stolze Gemüth dem Himmel dankte, daß es die Tiefe seiner Anhänglichkeit an Camill Dujardin niemals öffentlich bekannt hatte.

Sie hatten einander seit nunmehr zwei Jahren nicht gesehen, und er war seit ungefähr einem Monate zur Pyrenäenarmee versetzt worden, als plötzlich alle Correspondenz von seiner Seite aufhörte.

Ihre rastlose Unruhe verwandelte sich in Angst, als dieses Schweigen andauerte, und stündlich erwartete Josephine die Nachricht vom Tode des Geliebten zu erhalten.

Monate gingen schweigend vorüber.

Dann stellte sich eine neue Qual ein. Da er nicht todt war, so mußte er untreu seyn, und bei diesem Gedanken erwachte der ganze Stolz ihres Geschlechtes.

Der Kampf zwischen Liebe und Entrüstung war fast zu heftig für ihr sonst so weiches Gemüth.

Launenhaft, bald heiter, bald schwermüthig, gab sie sowohl ihrer Mutter als auch dem guten Doctor St. Aubin Stoff zu Unruhe und Besorgniß. Letzterer war, glaube ich, von der Wahrheit nicht ganz so ununterrichtet, als es schien,

doch verordnete er einfach weiter nichts als Veränderung der Luft und des Aufenthaltes. Er rieth ihr, das ungefähr fünf Stunden weit entfernte Seebad Frejus zu besuchen.

Josephine war damit einverstanden — ihr war jeder Ort recht.

In dieser selben Nacht, nachdem Alles sich zur Ruhe begeben hatte, ward leise an ihre Thür gepocht und unmittelbar darauf trat Laura in das Zimmer. Ohne ein Wort zu sprechen, setzte sie ihr Licht nieder, kam auf Josephinen zu, schaute ihr einen Augenblick lang in's Gesicht und schlang dann ihre Arme um den Hals der Schwester.

Josephine erschrak ein wenig, denn sie ahnte, daß etwas im Anzuge sey.

Laura hielt sie immer noch fest umschlossen.

»Was fehlt Dir, liebes Kind?«

»Ich bin kein Kind. Darin liegt eben dein Irrthum. Meine Schwester, warum liebst Du mich nicht mehr?«

„Ich liebte Dich nicht mehr?«

»Nein! Denen, welche wir lieben, verschließen wir nicht unser Herz. Wir versuchen es nicht einmal, denn wir wissen, daß es vergeblich seyn würde.«

Josephine seufzte und entgegnete:

»Unsere Familie hat schon wirkliche Leiden genug zu tragen. Kommt es mir wohl zu, dieselben noch durch meinen vielleicht nur eingebildeten Kummer zu vermehren? O meine Schwester, wenn Du meine Thorheit wirklich entdeckt hast, so stelle mich nicht blos zur Rede, sondern hilf mir lieber etwas verhehlen und unterdrücken, was mich vor Dir erröthen macht, obschon ich älter bin als Du.«

Und die stolze Schöne neigte ihre weiße Stirne auf den

Sims des Camines und wendete sich sanft von ihrer Schwester hinweg.

»Josephine,« sagte Laura, »ich bin allerdings noch jung, aber schon fühle ich, daß alle Leiden leichter sind im Vergleich mit denen des Herzens. Warum aber sollen wir nicht jedes Leid, das uns trifft, gemeinschaftlich tragen und einander trösten? Nur Du bist die Geizige und mißgönnst mir mein Recht — meinen Antheil an allen deinen Freuden und allen deinen Kümmernissen. Weißt Du aber auch, daß Du in diesem Schlosse die einzige Person bist, die mich nicht liebt?«

»Ach Laura, was sagst Du da! Meine Liebe ist älter als die deine.«

»Nein! nein!«

»Ja wohl! deine Josephine liebte Dich von der Stunde an, wo Du geboren warst, und hat Dich seitdem geliebt, ohne auch nur einen Augenblick lang zu erkalten.«

»Ach, meine Schwester, wenn dem so ist, warum willst Du mir dann nicht dein Herz offenbaren? Sage mir Alles.«

»Ja — morgen.«

»Wenigstens schenke mir deine Thränen, Du siehst, daß ich für meinen Theil damit nicht geize.«

»Thränen — ach!«

»Na, beruhige Dich nur. Siehe, ich laß Dich los. Du wirst finden, daß ich vernünftig, ja sogar nachsichtig bin — beruhige Dich — fasse Dich, oder vielmehr siehe, was ich thue, denn Du bist dabei interessirt.«

»Wie mir scheint, beabsichtigst Du, mit in meinem Bett zu schlafen.«

»Wäre Dir dies unangenehm?«

»Nein, im Gegentheil.«

»Nun gut!« rief Laura, indem sie in die weißen Wogen hineinsank, wie eine Schneeflocke in das Wasser. »Ich erwarte Dich.«

Josephine sah wie die liebende Schwester durch ihre Thränen schalkhaft hindurchlächelte. Sie drückte sie zärtlich an ihr bekümmertes Herz und sah zu, wie die hellen Augen sich endlich schlossen, die Korallenlippen sich theilten und die Perlenzähne im halbkindischen Schlafe sichtbar wurden.

Am nächsten Morgen fühlte Laura beim Erwachen, daß etwas ihre Wange berührte. Sie hielt die Augen geschlossen und Josephine, welche glaubte, die Schwester läge noch in festem Schlafe, begann sie zu küssen, aber nur wie der Südwind die Veilchen küßt, und flüsterte: »Kleiner Engel!« und betrachtete sie mit dankbarem, liebendem Blick.

Der kleine Engel, der auch zugleich ein kleiner Schalk war, lag still und that als ob er schliefe, denn er fühlte, daß er Zutritt gewann in dem innersten Herzen der Schwester.

Von diesem Tage an waren sie Vertraute und Freundinnen und hatten nie einen Gedanken oder ein Gefühl, welches sie nicht mit einander getheilt hätten.

Josephine fand bald, daß sie nur sehr wenige Thatsachen zu offenbaren hatte. Laura hatte sie schon seit Monaten genau und scharf beobachtet. Ihr Vertrauen war es, was die jüngere Schwester verlangte, nicht ihr Geheimniß, denn dieses kannte sie bereits.

Von dem stillen, nagenden Kummer aber, an welchem Josephine bis jetzt gelitten, ward sie durch Laura erlöst. Sie konnte nun jedem Gefühl, welches in ihr aufstieg, Luft machen — ihrem Gram, ihrem Zweifel, ihrer Entrüstung, ihrem Stolz und jener allgewaltigen Liebe, welche zu gewissen Zeiten alles Andere in den Hintergrund drängte. Sie brauchte

nun nicht mehr diese mächtigen Gegner in ihre Brust zu verschließen und sie in dieser ihren tobenden Kampf führen zu lassen.

Die Schwestern kehrten von Frejus nach Beaurepaire zurück und auf Josephinens Wangen glänzte wieder zartes Roth anstatt der tödtlichen Blässe, welche den guten St. Aubin so beunruhigt hatte. Sie war nicht mehr launenhaft und reizbar, sondern eine sanfte gedankenvolle Stimmung befestigte sich in ihr und verlieh ihr die Miene und Haltung einer Göttin der Geduld. Sie war unaussprechlich liebenswürdig.

Eines Tages sagte Laura, nachdem sie ihre Blicke lange auf sie geheftet:

»Ich fürchte, Schwester, ich werde jenen Wahnsinnigen niemals so hassen lernen wie ich sollte. Wenn ich an sein Verhalten denke, denn allerdings könnte mich fast die Lust anwandeln, ihn in's Gesicht zu schlagen« — und sie biß die Perlenzähne zusammen und machte aus ihrer Hand einen unregelmäßigen kleinen Schneeball. »Wenn ich aber Dich ansehe, dann kann ich diesen Verblendeten nur bemitleiden, welcher —«

»O meine Schwester,« unterbrach sie Josephine in bittendem Tone, »laß uns nicht Jemand herabwürdigen, den wir einmal durch unsere Achtung geehrt haben — nicht um seinet- sondern um unsertwillen,« setzte sie schnell hinzu, indem sie es vermied Laura ins Gesicht zu sehen.

»Vergib mir meine Heftigkeit. Ich wollte Dir blos sagen, daß ich mehr Mitleid als Zorn gegen ihn empfinde. Will er denn vielleicht ein Mönch werden und der Liebe entsagen? Wenn dies nicht der Fall ist, so weiß ich nicht, womit er eigentlich umgeht. Wo kann er hoffen, ein Mädchen zu finden,

welches er lieben könnte, nachdem er Dich kennen gelernt? Josephine, je mehr ich Personen unseres Geschlechtes kennen lerne, desto mehr überzeuge ich mich, daß Du die schönste junge Dame in Frankreich, folglich in Europa bist.«

Das Lächeln, welches diese Bemerkung auf Josephinens Lippen hervorrief, war ein sehr mattes.

»Wenn dem wirklich so wäre,« entgegnete sie, »so hätte ich jedenfalls wenigstens ein Herz zu fesseln vermocht.«

»Hast Du denn deinen Lafontaine vergessen?«

»Was willst Du damit sagen?«

»Erinnerst Du Dich nicht mehr der Fabel von dem Hahn, welcher eine Perle fand und dieselbe verschmähte? Und warum? Nicht weil Perlen weniger werth wären als Gerstenkörner, sondern weil er sie nicht zu schätzen wußte. Deshalb bemitleide ich diesen Mann, welcher in der Liebe eines Engels hätte schwelgen können und sich derselben auf ewig verlustig gemacht hat. Doch Du seufzest.«

»Vergib mir.«

»Ich soll Dir vergeben? daß Du seufzest? Dann muß ich wirklich sehr tyrannisch seyn.«

Eines Tages trat Laura in das Zimmer, wo die Baronin, Doctor St. Aubin und Josephine beisammensaßen.

Sie nahm unbemerkt Platz.

Josephine jedoch, welche eine Minute später aufblickte, sah sogleich, daß etwas vorgefallen sey. Laura war, wie sie bemerkte, trotz ihrer erzwungenen Ruhe in großer Aufregung. Ihre Augen begegneten sich. Laura gab ihr einen kaum bemerkbaren Wink und stand sodann sofort auf und verließ das Zimmer.

Josephine wartete einige Secunden, dann erhob sie sich

ebenfalls, ging hinaus und fand, wie erwartet, Laura auf dem Corridor.

»Meine arme Schwester, ermanne Dich!« stammelte Laura leise.

»Er ist todt!« rief Josephine.

»Nein, er lebt. Aber er ist todt für uns und Frankreich, O, Josephine, hast Du Muth?«

»Ja,« stammelte Josephine, indem sie an allen Gliedern zitterte.

»Du kennst Dard, welcher aus Liebe zu Jacintha hier in der Nähe arbeitet. Seit mehren Monaten habe ich ihn beauftragt, jeden Soldaten anzureden, der das Dorf passirt.«

»Aber davon hast Du mir ja nie etwas gesagt!«

»Hättest Du meinen Plan gekannt, so wärest Du in ewiger Spannung gewesen und deine Gemüthsruhe war mir theuer. Es sollte der erste Schritt zu deinem Glück seyn. Hunderte von Soldaten sind durch das Dorf gekommen und keiner von ihnen hat ihn auch nur dem Namen nach gekannt. Heute dagegen, Josephine, sind zwei gekommen, die Alles wissen.«

»Alles — o Laura! Laura!«

»Die Leute sind hier. Komm, willst Du sie sprechen?«

»Ich kann nicht. Doch mitkommen will ich — sprich Du mit ihnen. Ich werde hören.«

Sie gingen in die Küche und hier trafen sie zwei Dragoner, welchen Jacintha eine Flasche Wein vorgesetzt hatte.

Sie erhoben sich und begrüßten die Damen auf militärische Weise.

»Bleibt sitzen, Leute,« sagte Laura, »und sagt mir, was Ihr Dard von dem Capitän Dujardin erzählt habt.«

»Der Capitän ist nicht werth, daß eine so schöne junge Dame von ihm spricht. Er ist ein Verräther.«

»Woher wißt Ihr es?«

»Marcellus, Mademoiselle fragt, woher wir wissen, daß Capitän Dujardin ein Verräther ist. Sprich!«

Der auf diese Weise aufgeforderte Marcellus erzählte nun Laura nach seiner Weise, er kenne den Capitän ganz genau. Eines Tages sey derselbe aus dem Lager geritten und nicht wiedergekommen. Anfangs sey man um ihn sehr besorgt gewesen, denn man habe ihn sehr lieb gehabt und ihn allgemein als den wackersten und tapfersten Offizier der ganzen Division betrachtet.

Nach einer Weile sey diese Besorgniß einem sehr schlimmen Verdachte gewichen, einem Verdachte, der sich durch seine und seines Cameraden eigene Erfahrung bestätigt habe. Ungefähr nach einem Monat seyen nemlich er, sein Camerad und noch zwei Andere abgesendet worden, um ein spanisches Dorf zu recognosciren. An der Thür eines kleinen Wirthshauses hätten sie eine französische Uniform erblickt. Dies hätte ihre Neugier so sehr erregt, daß sie sich näher gewagt, als klug gewesen, und sie hätten ganz deutlich den Capitän Dujardin erkannt, welcher trinkend zwischen zwei Guerillas an einem Tische gesessen. Er, der Erzähler, sey sogleich zurückgeritten und habe es den Andern gesagt, die sich dann ebenfalls überzeugt hätten, daß er recht gesehen, und hätte auch Einer von ihnen noch einen Zweifel gehabt, so sey derselbe auf ziemlich unangenehme Weise gehoben worden. Er, Marcellus, habe, aufgebracht über den Anblick einer französischen Uniform in Gesellschaft von Spaniern, seinen Carabiner zur Hand genommen und so weit sein etwas unruhiges Pferd es ihm gestattet, einen wohlgezielten Schuß auf die Gruppe ab-

gefeuert, worauf wie auf einen Zauberschlag ein halbes Schock Guerillas, der Himmel weiß woher, herbeigestürzt wären und eine Salve auf die Franzosen gegeben hätten. Der die Streifpartei commandirende Offizier sey todt vom Pferde gestürzt, Jean Jacques sey der Arm zerschossen und sein eigenes Pferd an zwei Stellen verwundet worden, so daß es in Folge des Blutverlustes nur noch wenige Schritte vom französischen Lager gestürzt sey, bis in dessen Nähe die Banditen sie unter fortwährendem Geheul und wiederholtem Feuern verfolgt hätten.

»Indessen ich kam noch mit dem Leben davon,« schloß Marcellus, der sich für seine eigene Person mehr interessirte als für den Capitän Dujardin. »Allerdings bin ich auf einige Zeit dienstuntüchtig, jedenfalls aber nicht für immer, und bald werden wir wieder mit in den Kampf ziehen können.«

»Mittlerweile,« setzte er hinzu, indem er beide Gläser füllte, »wollen wir auf das Wohl aller schönen Damen und auf den Ruhm Frankreichs trinken — dabei zugleich auch auf den Untergang aller seiner Verräther, wie dieser Capitän Dujardin, welchem der Teufel den Hals umdrehen möge.«

Mitten unter diesem Toast stieß Josephine, welche wie angewurzelt dagestanden, und ihre Blicke unverwandt auf den Sprechenden geheftet hatte, einen matten Schrei aus und schlich dann langsam und gebeugt wie eine sechzigjährige Matrone hinaus.

Laura's erster Impuls war, Josephinen zu folgen, aber dadurch würde sie die Aufmerksamkeit Aller auf diese gelenkt haben. Sie besaß daher Tact und Entschlossenheit genug, um zu bleiben und einige freundliche Worte mit den beiden Sol-

daten zu sprechen, und dann erst entfernte sie sich und eilte nach Josephinens Schlafzimmer.

Die Thür war von innen verschlossen.

»Josephine! Josephine!«

Keine Antwort.

»Ich wünsche Dich zu sprechen. Es ist mir Angst um Dich. Bleib nicht allein.«

Eine halberstickte Stimme antwortete:

»Ich bin nicht allein — Gott und seine Heiligen sind bei mir! Laß mir nur ein wenig Zeit, um mich zu ermannen.«

Laura sank an der Thür nieder, setzte sich dicht daneben und lehnte ihr Köpfchen daran und schluchzte bitterlich. Das gefühlvolle Mädchen fühlte sich verletzt, daß sie, nachdem sie so viel Beweise von innigster Freundschaft und Aufopferung gegeben nicht eingelassen ward, dieses egoistische Gefühl war jedoch nur ein kleiner Bruchtheil ihres Kummers und ihrer Besorgniß.

Es war eine gute halbe Stunde verflossen, als Josephine bleich und ernst, wie noch Niemand sie bis diese Stunde gesehen, plötzlich die Thür öffnete. Sie erschrak, als sie Laura bekümmert an der Schwelle sitzen sah. Ihr finsterer Blick ging in den Ausdruck zarter Liebe und innigen Mitleids über. Sie sank auf ihre Knie nieder und drückte das Haupt ihrer Schwester rasch an ihre Brust.

»O, meine kleine Laura!« rief sie, »hast Du denn während dieser ganzen Zeit hier gewartet?«

»O, o!« weiter konnte die kleine Laura nichts hervorbringen.

Und nun setzte Josephine sich nieder und nahm Laura

auf den Schooß und liebkoste und tröstete sie und sprach Worte der Liebe und Dankbarkeit.

Hand in Hand erhoben sich die Schwestern.

Plötzlich faßte Laura Josephinen bei der Hand und sah ihr lange und unverwandt in die Augen.

»Ja,« entgegnete Josephine, »es ist aus. Ich kann nicht verachten und zugleich lieben. Ich bin todt für ihn, eben so wie er todt ist für Frankreich.«

»Das hoffte ich — das dachte ich, aber ich fürchtete für Dich. Meine herrliche, edle Schwester, sollte ich jemals deine Achtung verlieren, so müßte ich sterben. Ach, wie furchtbar und doch wie schön ist dein Zorn! Um Alles in der Welt möchte ich nicht dieser Cam —«

Josephine legte Laura gebieterisch die Hand auf den Mund.

»Hinfort werde ich es als eine Beleidigung betrachten, wenn man mir den Namen dieses Mannes nennt. Ich bin eine Beaurepaire und eine Tochter Frankreichs. Komm, liebe Schwester, laß uns hinuntergehen zu unserer Mutter.«

Sie gingen hinunter und die stille Dulderin, die so siegreich aus dem Kampfe mit sich selbst hervorgegangen, nahm ein Buch zur Hand und las zwei lange Stunden ihrer Mutter und dem alten Doctor vor, ohne daß ihre Stimme ein einziges Mal wankend geworden wäre. Zu fühlen, daß das Leben geendet ist — zu wünschen, daß auch die Existenz enden möchte — und sich mit diesem durchbohrenden Gefühle hinzusetzen und Interesse an leerem Geschwätz erheucheln, um Andern dadurch ein Vergnügen zu machen — das sind die Heldenthaten des Weibes. Wie nichtig und werthlos erscheinen sie der Welt!

*

Ein Mann würde sich lieber auf den Puffer einer Locomotive setzen und damit gegen den großen Nebau ansausen.

Laura saß neben ihrer Schwester, ein wenig hinter ihr, und wendete ihr die Blätter um und hielt unter irgend einem Vorwand ihre Hand beinahe während des ganzen noch übrigen Tages in der ihren.

Ihre zarten Fibern blieben angespannt wie die Sehnen eines edlen Rosses nach einem Rennen und die feinen blauen Adern schimmerten durch die durchsichtige Haut, obschon sie ihre Stimme und ihre Augen zu bemeistern verstand.

So hart war der Kampf, so gleich an Kräften waren sich die Gegner, so schwer war der Sieg.

Denn Zorn und Verachtung sind mächtig.

Und edles Blut in einem edlen Herzen ist ein Held.

Und die Liebe ist ein Riese!

II.

Zu jener Zeit wurden die Provinzen Frankreichs nach einem halb militärischen Plan organisirt, welchem zufolge alle Localautoritäten einer Centralgewalt untergeordnet waren. Diese Einrichtung hat sich auch durch die spätern Revolutionen und politischen Veränderungen hindurch erhalten.

In Zeiten der Veränderungen wird die Jugend immer gesucht, denn obschon die Erfahrung etwas sehr Werthvolles ist, so macht doch die Gewöhnung an gewisse Ordnung der Dinge die Menschen untauglich für eine andere. Eine Menge alte Pedanten wurden daher in Ruhestand versetzt und den Adern der Provinzialregierung dagegen Jugend und Energie eingeflößt.

So ward zum Beispiel der Bürger Eduard Rivière, welcher sein Examen in der Militärschule so eben erst auf ganz besonders glänzende Weise bestanden hatte, eines schönen Tages nach der Bretagne geschickt, um hier unter dem Commandanten Raynal einen ziemlich wichtigen Posten zu bekleiden.

Befangenheit ist die gewöhnliche Begleiterin des Talents in einer neuen Lage und der junge Bürger konnte sich, als er nach dem Hauptquartier ritt, um sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen, trotz seines Stolzes einer gewissen Aengstlichkeit nicht erwehren, um so mehr als sein neuer Vorgesetzter ein rauher, geradausgehender Soldat war, der sich aus niederem Stande emporgearbeitet und weit mehr im Rufe eines thätigen und rechtschaffenen, als dem eines leutseligen Mannes stand.

Während der junge Bürger in seinen enganliegenden Beinkleidern und englischen Stulpenstiefeln, seiner weißen Weste und Cravate, seinem hervorquellenden Busenstreif, seinem kurzen blauen Rock mit flachen vergoldeten Knöpfen, seinem Haarzopf, seinem schönen obschon bartlosen Gesicht mit den freundlich funkelnden Augen sich zu dieser wichtigen Unterredung begibt und zu errathen sucht, was man zu ihm sagen und was er antworten wird, wollen wir mit kurzen Worten die bisherige Lebensgeschichte des Commandanten erzählen.

Er war der Sohn einer Witwe, welche in Paris einen Materialwaarenladen hatte. Sie bestimmte ihn ebenfalls zu einem Gewürzkrämer, er aber dürstete nach Ruhm, lief fortwährend hinter den Soldaten her und ärgerte dadurch seine Mutter.

»Soldatenspielen in Friedenszeiten« sagte sie, »ist Unsinn und kommt mir gerade so vor, als wenn man auf einem Stubenteppich schwimmen wollte.«

Da kam der Krieg und brach ihrer Spottrede die Spitze ab. Der Knabe war ein entschlossener Charakter. Die Mutter gab nun ebenfalls nach, denn sie war eine eifrige Patriotin.

In den Armeen der Republik stieg ein guter Soldat mit beispielloser Gewißheit und Schnelligkeit empor, denn wenn die Soldaten niedergemähet werden wie Hafer, so ist es eine gute Zeit für die, welche stehen bleiben.

Raynal machte alle Grade durch, bis er Commandant und einer der Adjutanten des Generals ward und die Obersten-Epauletten in nicht weiter Ferne ihm entgegenschimmerten. Während dieser ganzen Zeit schrieb Raynal häufig an seine Mutter und erinnerte sie scherzend an ihren Ausspruch, daß der Soldatenstand ein elendes Handwerk sey. Da er nur nach Ruhm, aber nicht nach Geld strebte, so lebte er mit spartanischer Mäßigkeit und sparte die Hälfte seines Soldes und sein ganzes Beutegeld für die alte Frau in Paris.

Leider mußte der glückliche Soldat von dieser Seite her eine bittere Täuschung erleben, denn an demselben Tage, wo er zum Commandanten ernannt ward, traf ein Brief an ihn im Lager ein. Seine Mutter war nach kurzer Krankheit gestorben.

Dies war ein furchtbarer Schlag für den schlichten rauhen Soldaten, der niemals viel Lust oder Zeit gehabt hatte, mit Mädchen herumzuliebeln und sein Herz abzustumpfen. Geehrt und reich, aber wehmüthig und niedergeschlagen, kam er nach Paris zurück.

Bei seiner Ankunft in der alten bekannten Stadt schien diese ihm gar nicht mehr so auszusehen wie sonst. Ihr Anblick stimmte ihn noch wehmüthiger. Um ihn aufzuheitern, brachte man ihm eine Menge Geld. Das Geschäft der Witwe hatte in den letzten wenigen Jahren einen wunderbaren Auf-

schwung genommen und sie hatte ganz dasselbe Spiel gespielt, wie er, sparsam gelebt und Alles für ihn gespart. Dies stimmte ihn noch trauriger.

»Wozu haben wir Beide nun all diese Spreu zusammengescharrt? Ich gäbe alle meine Ersparnisse darum, wenn ich nur eine Stunde lang mit ihrer Hand in der meinen am Camin sitzen und sie sagen hören könnte: Junge, als Du klein warst, habe ich mich manchmal über Dich geärgert, aber ich habe es doch noch erlebt, daß ich stolz auf Dich seyn kann.«

Er suchte die Frau auf, welche ihre Wärterin gewesen, warf ihr mehr Fünffrankenstücke in den Schooß als sie jemals auf einem Haufen beisammen gesehen, bat seine Vorgesetzten, ihn gleichviel auf welche Weise zum activen Dienst zu verwenden, erhielt sofort den erwähnten Posten in der Bretagne und reiste in düsterer Stimmung von Paris ab, während er zugleich den Ruf eines verschlossenen, gefühllosen Menschen zurückließ.

Allerdings war diese einzige gefühlvolle Seite an diesem Spartaner eine keineswegs romantische, wenigstens ist mir kein erfolgreicher Roman bekannt, der sich um Kindesliebe drehte. Dennoch aber war dieses Gefühl ein dauerndes, wie aus Folgendem hervorgeht.

Es war einige Zeit nachdem er Paris verlassen und so viel ich mich entsinnen kann, ein paar Monate nach der ersten Unterredung, welche der junge Rivière mit ihm gehabt, als er einmal während eines Gesprächs mit seinem Freunde, dem Notar Perrin, sagte, er glaube, er werde niemals aufhören, den Verlust seiner Mutter zu betrauern.

Der Notar lächelte ungläubig, sagte aber nichts.

»Wir waren Narren, daß wir dieses Geld zusammenscharrten; ihr nützte es nichts und ich bin überzeugt, daß es auch mir nichts nützen wird.«

»Ist es erlaubt, Ihnen einen guten Rath zu geben?« fragte sein Freund.

»Sprechen Sie.«

»Dieses selbe Geld, welches Ihr hoher Sinn verschmäht, könnte das Mittel werden, Ihre Wunde zu heilen. Es gibt schöne und kluge Damen, welche sofort capituliren würden, wenn Sie an der Spitze Ihrer zwei- oder dreimalhunderttausend Francs einen ernsten Angriff auf sie machen — hi! hi! hi! Eine dieser Damen würde durch ihre Jugend und Zuneigung mit der Zeit die Stelle der Person ersetzen, welcher Sie mit einer Anhänglichkeit zugethan sind, die Ihrem Herzen so viel Ehre macht. Diese Summe würde Sie auch in den Stand setzen, Besitzer eines Landgutes zu werden, und damit Ihr Geld auf eine sehr räthliche Weise anzulegen, da der Grundbesitz jetzt in ganz unverhältnißmäßig niedrigem Preise steht. Wald und Wasser würde Ihr Auge erfreuen und Ihren Kummer durch den Anblick Ihres Reichthums in genießbarer Form beschwichtigen.«

»Halt,« rief der Commandant mit rauher Stimme, »sagen Sie das noch einmal, aber mit halb so viel Worten.«

Der Notar that dies.

»Sie können mit Ihrem Gelde sich ein liebenswürdiges Weib und ein schönes Landgut kaufen,« sagte er und setzte dann bei sich selbst hinzu: »für den Heirathscontract bekomme ich so viel und für meine Vermittlung beim Gutskaufe so viel.«

Der Soldat ward von den Vorschlägen, sobald sie ihm in dieser condensirten Weise vorgetragen worden, nicht wenig betroffen, doch konnte er sich vor der Hand blos mit der einen Hälfte befreunden.

»Hab' ich wohl Zeit, den Mädchen nachzulaufen?« rief

er. »Aber ein Landgut will ich kaufen, weil Sie mir das besorgen können, ohne daß ich mir deshalb selbst den Kopf zu zerbrechen brauche.«

»Also Sie ertheilen mir bestimmten Auftrag?« fragte der Notar.

»Donnerwetter! Glauben Sie denn, ich rede blos um zu reden?«

Kein Mensch besaß jemals ein reicheres Assortiment von Werkzeugen als Bonaparte, oder wußte besser, was jedes davon thun konnte und nicht thun konnte. Raynal war ein vollendeter Soldat und ward deshalb hoch geschätzt. Bonaparte hat ihn dazu gemacht und in der Regel sind wir unserem eigenen Werke nicht abgeneigt.

Raynal besaß, obschon er nicht dazu taugte, eine Division zu commandiren, doch jenes Gepräge, welches Bonaparte ihm mit seiner Meisterhand unverkennbar aufgeprägt hatte, denn ein Mann von Genie erzeugt Männer von Talent dutzendweise. Jeder von diesen macht eine oder die andere von den vielen großen Eigenschaften seines Vorbildes zu der seinen und baut sich auf derselben empor. Ich sehe wie die Marschälle des Kaiserreichs anfangen zu prahlen — jetzt wo alle anderen todt sind. Wohlan, man secire diese Marschälle, die alle Leute von Talent sind, und stelle ihre Vorzüge zu einer einzigen Figur zusammen, addire sie und das Facit wird seyn: Ein kleiner Napoleon!

»Wer ist da? Ich habe nothwendig zu schreiben.«

»Herr Commandant, ich bin der Bürger Rivière — ich komme, um mich Ihnen vorzustellen und —«

»Ich weiß schon — und um Befehle zu empfangen.«

»So ist es, Herr Commandant.«

»Hm! Hier ist so eben ein Rapport von dem jungen

Nicole eingetroffen, welcher denselben Posten wie Sie, nur in den nördlichen Bezirken, bekleidet. Nehmen Sie diese Feder und analysiren Sie einmal diesen Rapport, während ich meine Briefe fertig schreibe.«

»Ja, Herr Commandant.«

»Stellen Sie dann die Hauptpunkte Ihrer Analyse zusammen. — Gut. Sie haben Ihre Sache gut gemacht. Merken Sie sich nur diese Hauptpunkte und handeln Sie denselben gemäß. Fassen Sie auch demnach Ihren Rapport ab und bringen Sie ihn mir nächsten Sonnabend persönlich.«

»Es soll geschehen, Herr Commandant. Wo soll ich mein Quartier nehmen?«

Der Commandant reichte ihm einen Cirkel und zeigte auf eine Karte, auf welcher Rivière's District mit blauer Tinte markirt war.

»Suchen Sie das Centrum Ihres Districts.«

»Dieser Punkt ist das Centrum, Herr Commandant.«

»Nun so quartieren Sie sich auf diesem Punkte ein. Guten Tag, Bürger.«

Dies war die erste Unterredung des jungen Offiziers mit dem Schüler Bonaparte's. Er war sehr zufrieden damit.

»Dieser Mann ist ein Charakter,« sagte er, »aber so wahr ich lebe, ich möchte unter seinem Auge keinen Verstoß gegen die Pflicht begehen.«

Eduard Rivière besaß Diensteifer und fand bald, daß sein Vorgesetzter trotz seines brüsken Wesens diese Eigenschaft in hohem Grade zu würdigen verstand. Seine Instructionen waren dabei sehr klar und präcis. Binnen wenigen Tagen verlor Rivière seine Befangenheit und ward vielmehr aufgebläht von dem Gefühl seiner Autorität und seines Verdienstes,

so wie von der Schmeichelei, von welcher die erstere in der Regel sehr bald begleitet wird.

Der Cirkel des Commandanten hatte das Dorf in der Nähe des Schlosses Beaurepaire als den künftigen Wohnsitz des jungen Offiziers bezeichnet.

Das Schloß war von seinen Fenstern aus sichtbar, und auf Befragen erfuhr er, es gehöre einer royalistischen Familie — einer Witwe und zwei Töchtern, welche in stiller Zurückgezogenheit von der Welt lebten.

»Ah,« rief der junge Bürger, welcher ganz den neuen Ideen huldigte und vier Jahre lang das alte Regime hatte verhöhnen helfen, »ich merke schon. Wenn diese Rococobürger etwa dieses Spiel mit mir versuchen, so wird meine Pflicht verlangen, sie zu denunciren.«

Auf diese Weise schwebte eine neue Gefahr über dieser Familie, deren Herzen und Vermögen schon von so schweren Schlägen heimgesucht worden.

Eines Abends ließ sich unser republicanischer Offizier nach einem im Dienste des Vaterlandes verlebten Tage herab, einen kleinen Spazirgang zu machen, um sich von den Sorgen der Administration zu erholen. Er suchte deshalb seinem bartlosen Gesicht den Ausdruck der Mienen eines ermüdeten Staatsmannes zu geben und schlenderte in dieser Gestalt durch das bewundernde Dorf. Die Männer heuchelten Respect aus Politik.

Die Frauen, deren Meinung von diesem großen Mann eine etwas leichtere aber aufrichtige war, lächelten ihn beifällig an.

Der junge dünkelhafte Mann that, als wenn er weder von dem Einen noch von dem Andern Notiz nähme.

Vor dem Dorfe aber begegnete er plötzlich zwei junge Damen, welche mit Nichts, was er bis jetzt in diesem District gesehen, zu vergleichen waren. Sie waren schwarz und sehr einfach gekleidet, ihre anmuthige und doch würdevolle Haltung und der Ausdruck ihrer sanften Züge verrieth auf den ersten Augenblick, daß sie dem hohen Adel angehörten.

Rivière errieth, obschon er sie noch niemals gesehen, sie sofort an ihrer Kleidung und Miene und als er sich ihnen näherte, nahm er unwillkürlich den Hut ab, anstatt à la Republique blos mit dem Finger daran zu stoßen.

Die Damen verneigten sich sofort mit einer Majestät, welche der junge Mann belacht haben würde, wenn er davon gehört hätte. Jetzt aber wo er sie selbst sah, ward er davon förmlich eingeschüchtert und nahm seinen Hut nochmals ab und verbeugte sich wieder, nachdem er schon vorbei war, was doch ganz gewiß höchst abgeschmackt war.

Mit einem Worte, anstatt daß ein Mitglied der republicanischen Regierung zwei einer nur noch geduldeten Partei angehörige Personen gegrüßt hätte, war ein hübscher, eitler, gutmüthiger junger Mann zwei ihres innern Werthes bewußten Damen von hohem Range begegnet und hatte die bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Figur geschnitten.

Während der nächsten hundert Schritte glühten seine Wangen und seine Eitelkeit ward ein wenig abgekühlt.

Dünkelhaftigkeit ist aber in Frankreich eben so elastisch als in England und unter den Eskimos.

»Na, es sind hübsche Mädchen,« sagte er bei sich selbst. »Noch nie habe ich zwei so hübsche Mädchen beisammen gesehen — da habe ich doch gleich etwas zu liebeln, so lange ich in dieses Arcadien verbannt bin.«

Und jetzt wo die ehrfurchtgebietende Schönheit nicht mehr sichtbar war, beschloß Eduard mit ihr nach Herzenslust zu liebeln.

Es gibt aber Damen, bei welchen gewisse Präliminarien vorausgehen müssen, ehe man mit ihnen liebeln kann.

Erst muß man ihnen vorgestellt seyn. Wie war dies im vorliegenden Falle zu ermöglichen?

»O das wird sich schon thun lassen,« sagte er bei sich selbst. »Ich werde ihnen ja oft genug begegnen. Und in der That, ein Mann, der so geplagt ist und so viel arbeiten muß, wie ich, bedarf einer angenehmen Erholung dieser Art.«

Er pflegte nun mit einem Fernrohr an seinem Fenster zu lauern und so oft die Schwestern das Schloß verließen, was aber unglücklicherweise höchstens dreimal wöchentlich geschah, wußte er es einzurichten, daß er Ihnen wie zufällig begegnete und dann zollte er ihnen eine würdevolle höfliche Begrüßung, die er sich vorher in seinem Zimmer vor dem Spiegel sorgfältig einstudirt hatte.

Zum Austausch dafür empfing er zwei Verbeugungen, die mindestens eben so würdevoll und höflich waren als die seinen, obschon sie nicht erst vorher eine sorgfältige Probe bestanden hatten.

So weit war Alles gut. Ein kleiner Umstand jedoch stimmte die Hoffnungen unseres Adonis, eine flüchtige Bekanntschaft in eine nähere und diese in eine Liebelei zu verwandeln, bedeutend herab.

Schon das Fundament dieser Pyramide von angenehmen Folgerungen hatte einen Fehler.

Wenn er die Züge dieser höflichen Schönheiten studirte, mußte er nothwendig der Ueberzeugung Raum geben, daß

diese wiederholten Acte der Höflichkeit durchaus kein Wiedererkennen seiner reizenden Persönlichkeit zu verrathen schienen.

Einige ihrer schlichteren Nachbarn waren gewohnt, sie mit der Ehrerbietung zu begrüßen, die ihnen gebührte. Es geschah dies selbst jetzt noch sehr oft. Wenn es geschah, so erwiederten sie den Gruß auf angemessene Weise. Sie waren von zu hohem Rang und hoher Bildung, als daß sie sich an Höflichkeit hätten übertreffen lassen.

Daß aber ein und derselbe junge Mann ihnen begegnete, so oft sie ausgingen und daß er hübsch und interessant war — von diesem Phänomen schienen diese reizenden Damen ihren Mienen nach keine Ahnung zu haben.

Bürger Rivière war anfangs ärgerlich hierüber, dann aber begann er über seinen Mangel an Muth zu lachen und an einem gewissen Tage, wo die Wichtigkeit seiner Person ihm ganz besonders gegenwärtig war, that er einen neuen Schritt zur Anbahnung dieser angenehmen Bekanntschaft. Er marschirte nemlich keck in das Schloß Beaurepaire ein und machte der Baronin seine Aufwartung.

Er ließ sich nach seinem Namen und Titel mit gebührendem Pomp anmelden. Jacintha kehrte mit schwarzgerändeter Karte zurück.

Der Besuch des Herrn Rivière, schrieb die Baronin, sey ihr allerdings sehr schmeichelhaft, doch könne sie in dem gegenwärtigen Trauerstande der Familie und des Königreiches nur alte Bekannte empfangen.

Der junge Rivière fühlte sich durch diese Abweisung grausam gedemüthigt. Er verließ zähneknirschend und mit schnellen Schritten das Schloß.

„Verwünschte Aristokraten! Ah, wir haben wohl daran gethan Euch von eurer Höhe herunterzuschleudern und Ihr

sollt noch tiefer herunter. Wie ärgere ich mich über mich selbst, daß ich Jemanden Gelegenheit gegeben habe mich auf diese Weise zu beleidigen! Die hochmüthige alte Närrin! Wenn sie ihr Interesse verstanden hätte, so würde sie diese Gelegenheit, sich einen einflußreichen Freund zu erwerben, mit Freuden benutzt haben. Diese Royalisten befinden sich in einer kitzlichen Lage — das kann ich ihr versichern. Doch halt — sie nennt mich von Rivière. Also weiß sie nicht wer ich bin. Sie hält mich für einen jungen Aristokraten! Wohlan, dann hat sie doch — aber nein, das macht die Sache noch schlimmer. Sie gibt mir dadurch zu verstehen, daß Niemand ohne ein Von vor seinem Namen sich erdreisten würde, einen Besuch in ihrem alten baufälligen Schlosse abzustatten. Na, es ist eine Lehre! Ich bin Republicaner und der Staat ehrt mich und schenkt mir Vertrauen und dennoch bin ich so undankbar, daß ich von dem geraden Wege abweiche, um seine Feinde — Royalisten — zu becomplimentiren, als ob diese alten abgenutzten Geschöpfe noch Herzen hätten — als ob sie den Kampf begreifen könnten, der zwischen dem Pflichtgefühl und dem Edelmuth in meinem Innern stattfand, ehe ich den ersten Schritt zu der Bekanntschaft mit ihnen thun konnte — als ob sie die wahre Höflichkeit des Herzens oder sonst etwas verstehen könnten, was edler ist als Kriechen und Ducken und herzlose Etikette. Dies ist das letzte Mal, daß ich von dieser Familie Notiz genommen — das schwöre ich hoch und theuer!«

Und er ging mit raschen Schritten, kochendem Herzen, knirschenden Zähnen und runzelnder Stirn nach Hause in das Dorf.

Dicht vor demselben begegneten ihm Josephine und Laura von Beaurepaire. Bei dem Anblick ihrer reizenden Züge heiterte seine düstere Stirne sich ein wenig auf und er konnte nicht

umhin, die Damen wie gewöhnlich zu grüßen, nur etwas steifer, als, siehe da! eine derselben ihm ein so plötzliches, so süßes und so bedeutungsvolles Lächeln spendete, daß er fühlte, wie es ihn in die Augen und in das Herz traf.

Seine kurz vorher noch knirschenden Zähne lösten sich, sein Entschluß ward wankend und ein anderer trat an die Stelle desselben. Nichts sollte ihn nun abhalten, in jenes befestigte Schloß einzudringen, das wenigstens ein sanftes Wesen enthielt, welches ihn wieder erkannt und ihm ein sonniges Lächeln geschenkt hatte.

Diese Nacht schlief er fast gar nicht und erwachte beinahe, wo nicht ganz, verliebt. So groß war die Gewalt eines Läch lns!

Und dennoch hatte dieser junge Mann schon viele lächelnde Damen gesehen, freilich aber lächelten die meisten derselben ohne Wirkung, weil sie fortwährend lächelten.

Hier dagegen hatte sich ein schönes gedankenvolles Antlitz aufgeklärt, als es seiner ansichtig ward. Ein liebliches Gesicht, welchem die Verhältnisse, nicht die Natur das Gepräge des Ernstes aufgedrückt, hatte einen Augenblick lang und zwar um seinetwillen den angebornen Ausdruck der Heiterkeit wieder gewonnen.

Schwierigkeiten sind, dafern sie nicht eine unübersteigliche Schranke bieten, ein mächtiger Sporn.

Unser junger Freund saß jeden Tag stundenlang mit seinem Buch und seinem Fernrohr am Fenster.

Ach, die jungen Damen verließen drei Tage lang nicht ihre Wohnung!

Am vierten aber ward seine Ausdauer belohnt. Er begegnete ihnen und selbst in Voraus lächelnd, hatte er das

Glück, von der Dame ein noch köstlicheres Lächeln, als das erste war, zu erhalten.

In Folge dieses zweiten Lächelns begann sein Herz so heftig zu klopfen, daß er es durch die Weste hindurch fühlte.

Die Schönheit ist eine Macht und ein Lächeln ist ihr Schwert. Die zweimalige Anwendung desselben dämpfte den Zorn des jungen Mannes gegen die Baronin oder verscheuchte ihn ganz, und erfüllte sein Herz mit Glut. Ein vorübergehender Blick zwei- oder dreimal wöchentlich genügte seiner Sehnsucht nicht mehr.

Ein kleiner Bursche, Namens Dard, ging in der Eigenschaft als Treiber oft mit Rivière auf die Jagd. Dieser Dard schien die Familie sehr genau zu kennen. Er erzählte ihm, daß die jungen Damen von Beaurepaire jeden Sonntag in einer kleinen, etwa eine Stunde entfernten Kirche die Messe besuchten. Die Baronin sey sonst auch mitgegangen, jetzt aber, wo sie keine Equipage mehr hätten, bliebe sie stets zu Hause.

„Sie geht," setzte Dard hinzu, „jetzt weder in die Kirche noch sonst wohin, weil sie nicht großartig vorfahren und sich von einem goldbetreßten Lakei aus dem Wagen heben lassen kann."

Rivière lächelte über diese Kundgebung plebejischer Galle.

Der nächste Sonntag erblickte in ihm einen politischen Renegaten. Er übertrat das erste Gebot des republicanischen Glaubensbekenntnisses. Er ging in die Kirche.

Die Republik hatte nemlich den Kirchenbesuch ganz aufgegeben — ganz besonders der männliche Theil derselben.

Der Bürger Rivière begab sich also in die Kirche, um den Cupido anzubeten. Er mußte dafür büßen. Die jungen

Damen erschienen aus andern, höhern Beweggründen und nahmen keine Notiz von ihm. Sie senkten ihre langen seidenen Wimpern über einem und demselben Gebetbuch und bemerkten den schönen Bürger kaum.

Mittlerweile trank dieser, ihre fromme Schönheit mit irdischen Augen betrachtend, die berauschende Leidenschaft in langen durstigen Zügen.

Und als nach Beendigung, des Gottesdienstes eine jede von ihnen sich an St. Aubin's Arm hing und der gute Doctor mit der Miene eines Admirals, welcher zwei mit Gold beladene Schiffe escortirt, seine schönen Schutzbefohlenen nach Hause führte, da fühlte unser junger Bürger die Eifersucht in seinem Herzen erwachen und hätte den würdigen Doctor beinahe gehaßt.

Eines Tages befand sich Rivière von Dard begleitet auf der Jagd. Ein Volk Rebhühner flog auf und flog über die Grenze des Reviers hinaus auf ein Kleefeld.

»Das ist gut, Bürger,« rief der kleine Dard, »nun werden wir sie alle vor den Schuß bekommen.«

»Aber dieses Jagdrevier ist nicht mein.«

»Das hat nichts zu sagen — es gehört der Familie Beaurepaire.«

»Diese aber ist gerade die letzte, gegen welche ich mir eine Freiheit herausnehmen möchte.«

»Ach, Sie müssen nicht so gewissenhaft seyn. Die guten Leute haben jetzt keinen Reviérjäger, der uns hinderlich seyn könnte — ihre Mittel erlauben ihnen nicht, einen zu halten. Das geschieht ihnen recht, diesen Aristokraten. Die Zeiten sind nicht mehr, wo ihre Tauben unsere Getreidefelder plünderten und wir uns nicht unterstehen durften, eine zu schießen. Jetzt können wir dagegen sogar auf ihre Fasanen Jagd machen.«

»Desto ungerechter aber wäre es von uns, wenn wir hiervon Nutzen ziehen wollten.«

»Bürger, ich sage Ihnen, in Beaurepaire schießt Jeder, der Lust hat.«

»Ja freilich, wenn Jeder es thut, dann —«

Mit einem Worte, Dard drang mit seiner Ansicht durch. Ein junger Mann von einundzwanzig Jahren bedarf keiner langen Beweisführung. daß es erlaubt sey, auf fremdem Reviere zu jagen.

Unser Held hatte allerdings seine gewissen Scrupel. aber das Wild war in Menge vorhanden und kirrer als sonst wo.

Es ist blos der erste Schritt, welcher Ueberwindung kostet. Das nächste Mal, wo Rivière wieder mit seinem Begleiter auf die Jagd ging, fing er gleich mit diesem Kleefeld an und erlegte einen Hasen und vier oder fünf Stück Rebhühner auf demselben.

Es war gegen vier Uhr an diesem Tage, als der Jäger und sein Begleiter aus den Feldern auf die Landstraße zwischen Beaurepaire nach dem Dorfeherauskamen und nach dem letztern zuschritten. Auf diesem Wege kamen sie an Bigot's Herberge vorüber — einem langen niedrigen Hause, auf dessen Vorderseite mit großen Buchstaben die von einer Ecke zur andern reichenden Worte geschrieben standen:

»Ici on loge à pied et à cheval.«

(Hier logirt man zu Fuß und zu Pferde.)

Diesem Hause gegenüber blieb Dard stehen, sah den jungen Bürger mit bedeutsamen Blicken an und legte die Hand auf seinen Magen.

»Was gibt's? Bist Du unwohl?«

»Ja, sehr unwohl, Bürger.«

»Was fehlt Dir denn?«

»Es ist mir so sonderbar im Leibe,« entgegnete der Schalk, »und riechen Sie nur, Bürger, die Fleischbrühe scheint eben vom Feuer zu kommen.«

Der kleine Dard glich in einer Beziehung dem berühmten Cardinal Wolsey, der uns von den Dichtern und Malern seiner Zeit als ein Mann von »ungeheurem Magen« geschildert wird.

Er hatte heute seine gewöhnliche Essenszeit um zwei Stunden überschritten und konnte es daher kaum noch aushalten.

Rivière lachte und war mit Dard's Wunsche einverstanden.

»Wir wollen in der Vorhalle etwas genießen,« sagte er.

Nicht sobald hatte er dies gesagt, so rannte Dard wie ein Besessener in die Küche. Rivière selbst ergriff nicht ungern diesen Vorwand, eine Stunde an einem Orte zu verweilen, wo die Damen von Beaurepaire vielleicht vorbeikommen und ihn in seinem neuen Costüm sehen konnten, nemlich in seinem Jagdanzuge, der eben so zweckmäßig als geschmackvoll war.

Das Essen ward gebracht und mehre Minuten lang hatte Dard für nichts weiter Sinn als für dieses.

Rivière dagegen war kein Nachahmer des großen Cardinals, besonders seitdem er sich verliebt hatte. Er war daher mit seiner frugalen Mahlzeit bald fertig, dann ging er in die Küche und holte dem Hund etwas und begann dann das erlegte Wildpret auszupacken und zu zählen. Er leerte seine eigene und Dard's Schießtasche und der Inhalt beider war von der Art, daß er damit zufrieden seyn konnte.

Der kleine Bürger ward allmälig wieder fähig, ein Wort zu sprechen.

»Ein gutes Tagwerk, Bürger,« sagte er, indem er sich behaglich ausstreckte und seine Kugelgestalt in ein Oval verwandelte, »und den größten Theil dieses Wildprets haben wir auf dem Revier von Beaurepaire erlegt — um so besser.«

»Du scheinst gerade kein Freund dieser Familie zu seyn, Dard.«

»Ihrem Scharfsinne entgeht doch nichts, Bürger. Allerdings bin ich kein Freund dieser Familie,« entgegnete der Gefragte in finsterem Tone.

Eduard hatte aus dem schon vorhin angedeuteten Grund durchaus keine Eile, den Platz zu verlassen und die gegenwärtige Gelegenheit schien sehr günstig zu seyn, um Dard auszuhorchen. Deshalb ließ er zwei Pfeifen bringen, that als ob er aus der einen selber rauchte und reichte die andere Dard, denn er hatte schlauerweise schon längst bemerkt, daß die Bauern durch den Einfluß des Tabaks sehr redselig und mittheilsam gemacht wurden.

»Apropos, Dard,« hob er nach einer Weile an, »warum sagtest Du vorhin, Du wärest kein Freund von dieser Familie?«

»Weil — weil ich nicht anders kann. Ich hasse einmal diese Aristokraten.«

»Aber warum denn? Warum denn?«

»Ah, Sie wollen wissen warum? — Weil sie Jacintha mißbrauchen.«

»Ach warum nicht gar!«

»Ja — und diese mißbraucht wiederum mich.«

»Ich verstehe Dich immer noch nicht. Erkläre Dich deutlicher, Dard.«

Auf diese Weise aufgefordert, ward Dard immer geschwätziger.

„Diese Aristokraten von Beaurepaire,“ sagte er mit seinem bäurischen gesunden Menschenverstand, „sind weder Eins noch das Andere. Den adeligen Stand können sie nicht aufrecht halten, denn dazu haben sie nicht die Mittel — von ihrer Höhe heruntersteigen wollen sie aber auch nicht, denn dazu sind sie nicht klug genug. So klein sie nun aber jetzt sind, so möchten sie doch immer noch groß und vornehm thun. Sie können blos eine einzige Dienerin halten und ich glaube, sie bezahlen diese nicht einmal, dennoch aber lassen sie sich noch so bedienen, als ob sie ein ganzes Dutzend hätten, und dies ist sehr schlimm für uns kleinen Leute, die wir das Unglück haben mit ihnen in Verbindung zu stehen.“

„Wie so stehst Du denn in Verbindung mit ihnen?“

„Durch das Band der Zuneigung.“

„Ich glaubte, Du haßtest sie.“

„Das ist wohl wahr, aber ich habe das Unglück, Jacintha zu lieben, und diese liebt diese Aristokraten und zwingt mich, allerlei kleine Dienstleistungen für sie zu verrichten,“ und hier nahmen Dard's Augen plötzlich einen Ausdruck des Abscheues und Widerwillens an.

„Nun, was ist da weiter dabei?“

„Was weiter dabei ist, Bürger? O Sie kennen nicht die inhaltsschwere Bedeutung dieser Worte.“

„Ich sollte meinen, dieselben wären gerade nicht sehr unverständlich. Ich habe noch nie gehört, daß ein Mensch durch kleine Dienstleistungen zu Tode gearbeitet hätte.“

„Zu Tode vielleicht nicht, wohl aber von Sinnen, denn es ist wirklich zum Närrischwerden. Man schickt mich bald dabald dorthin, und verlangt jeden Tag etwas Neues von mir. Sobald ich mich an eine Arbeit gewöhnt habe, wird sie mir aus den Händen gerissen, um einer neuen, die ich noch nicht

verstehe, Platz zu machen. Wenn schönes Wetter ist, gibt man mir im Hause, und wenn es schneiet, im Freien zu thun, und dabei ist ein Treiben und Hetzen, daß man gar nicht zu Verstande kommt. Melk' die Kuh, Dard, heißt es, aber halte Dich dazu, denn dann mußt Du gleich den Lehnstuhl der Frau Baronin ausbessern. Trag' einmal dieses Futter in den Schweinestall, bleib' aber nicht lange dabei stehen, um das Maul aufzusperren, denn Du mußt mir dann einen Korb Holz hacken. Wenn ich damit fertig bin, so heißt es: Klopfe die Stubendecke aus — nimm die Vorhänge ab — geh' in die Kirche — beinahe eine Stunde weit — und heize das Betstübchen — dann komm wieder und schneide den Kohl, streich' die Thür an und fahr' die alte Dame in ihrem Räderstuhl auf der Terrasse umher, reib' den kleinen Hund mit Quecksilber ein, laß Dich aber nicht von ihm beißen. Dann reparire das Sopha, streiche die Kieswege glatt, putze die Kessel, trage ein halbes Hundert Eimer Wasser drei Treppen hoch hinauf, verschneide den Rasen, beschneide den Weinstock, schlemme den Fischteich, und wenn Du einmal dort bist, so steige hinein und hole einige Wasserlilien für Fräulein Josephine, bei welcher Gelegenheit Du zugleich die jungen Hunde mit ersäufen kannst. Das sind so ungefähr die kleinen Dienstverrichtungen, die man von mir verlangt. Möge der Satan dem den Hals umdrehen, der sie erfunden hat!«

»Das ist freilich schlimm,« sagte der junge Rivière so ernsthaft als er konnte. »Aber wie steht es mit der Familie?«

»Ich bin Bürger so gut als irgend Einer,« fuhr Dard fort, ohne auf Rivière's Frage zu achten. »Wenn ich in die Küche komme, um Jacintha ein wenig den Hof zu machen, glauben Sie wohl, daß ich dann eine gute Mahlzeit finde, wie doch Jeder, der einer Köchin den Hof macht, verlangen

kann? Keine Idee! Wenn ich nicht selbst etwas mitbringe, so gibt es für mich eben so wenig eine Mahlzeit als für Jacintha, denn einen Teller Salat und eine Käserinde nenne ich keine Mahlzeit. Bettelleute in Sammt und Seide nenne ich diese Menschen. Jeden Sou, den sie haben, wenden sie an ihren Kragen anstatt an den Magen.«

»Du übertreibst wohl ein wenig, lieber Dard. Ich weiß, was Du essen kannst, aber dennoch wirst Du dadurch in das Einkommen dieser altadeligen Familie kein großes Loch machen.«

»Ihr Einkommen? Ach, Du lieber Gott! Ich sage Ihnen, Bürger, diese Familie ist die ärmste viele Meilen in der Runde. Freilich könnten sie sich Manches verschaffen, wenn sie nur ihren Stolz ein wenig dämpfen wollten, aber bei Tische zum Beispiel thun sie es einmal nicht anders, als feines Porzellan und Silbergeschirr und die feinsten Tücher und Servietten zu haben. Natürlich aber sind die kostbaren Schüsseln größtentheils leer, und es müßte sonderbar zugehen, wenn die Servietten Wein- oder Fettflecken bekämen. Fragen Sie nur den Fleischer, wenn Sie mir nicht glauben wollen, dieser wird Ihnen sagen, daß der kleinste Dorfkrämer dreimal mehr Fleisch bei ihm kauft, als die Familie Beaurepaire. Die Bauern schicken den stolzen Damen zuweilen ein wenig Mehl und Eier und dann und wann eine Henne, weil sie müssen. Ihr großer Garten liefert ihnen eine Menge Obst und Gemüse, und Jacintha zwingt mich, umsonst darin zu graben — und so schlagen sie sich mühsam durch. Die Baronin verlangt dabei auch ihren Kaffeh wie sonst; da sie aber kein Geld haben, um welchen zu kaufen, so rösten sie — ha! ha! ha! — Pferdebohnen, die nichts kosten, und mahlen sie und serviren ihr

dann den Aufguß in einer silbernen Kanne auf einem silbernen Präsentirteller — ha! ha! ha!«

»Ist es möglich! — So weit ist es mit ihnen gekommen?«

»Es geschieht ihnen schon recht! Warum verkaufen sie ihr überflüssiges Silberzeug nicht und schaffen sich dafür etwas Ordentliches zu essen an? Auch begreife ich nicht, warum sie nicht ihr Haus und den verwünschten Garten, in welchem ich, ohne einen Pfennig dafür zu bekommen, so schwitzen muß, vermiethen, und in einem kleinen Hause wohnen und sich mit so viel Dienern begnügen, als sie bezahlen können.«

»Dard,« sagte Rivière nachdenklich ihn unterbrechend, »ist das, was Du da von den Bohnen erzähltest, wirklich wahr?«

»Ja wohl. Ich selbst habe von Fräulein Laura dieses Frühstück für ihre Mutter bereiten sehen, denn Fräulein Laura ist überhaupt die Erfinderin dieses Auskunftsmittels. Ein Mädchen von neunzehn Jahren fängt schon an, die Welt zu betriegen. Aber so sind diese Aristokraten alle!«

»Dard, Du bist ein Unmensch!«

»Ich, Bürger?«

»Ja, Du. Es gibt edle Armuth so gut als edlen Reichthum. In ihrem Wohlstand hätte ich diese Leute vielleicht verachtet, in ihrem Unglück dagegen verehre ich sie.«

»Das können Sie machen wie Sie wollen,« entgegnete Dard, »mir aber werden Sie erlauben zu sagen, daß ich bei diesen stolzen Habenichtsen, diesen hochnasigen Bettelleuten nicht mehr die Dienste eines Scheuerweibes verrichten will, wenn man mich nicht dafür bezahlt. Ich mag nicht ihr Galeerensclave seyn. Ich habe es satt. Entweder verläßt Jacintha diese Aristokraten oder ich verlasse Ja — Ja — Jacin —

hm! hm! — wo kommst Du denn aufeinmal her, Jacintha?« fuhr er in plötzlich verändertem Tone fort, gerade so wie ein bellender Hund, dem plötzlich sein Herr einen Peitschenhieb versetzt. »Ich sprach eben von Dir, Jacintha.« setzte Dard stammelnd hinzu.

»Ich habe Dich wohl gehört, Dard,« entgegnete Jacintha langsam, ruhig, aber bedeutsam.

Dard's bis jetzt ovale Gestalt ward wieder kugelrund.

Die Person, deren plötzliches Erscheinen an der Thür der Herberge den sich dehnenden und streckenden Dard wieder in seine natürlichem Grenzen — sowohl in moralischer als in körperlicher Beziehung — zurückschnellen machte, war eine straffe junge Dirne mit einem hübschen, etwas sommersprossigen Bauerngesicht und großen schwarzen Augen, deren kohlschwarze Brauen über der Nase beinahe zusammenstießen. Sie stand in kühner Haltung da und hatte ihre starken aber wohlgeformten Arme so verschränkt, daß der Druck derselben gegen einander ihnen ein wahrhaft gigantisches Ansehen verlieh. Ihre Wangen waren jetzt bleich vor Zorn und ihre Augen betrachteten den Bürger Dard funkelnd wie die eines Basilisken; hätte sie gewöhnliche weibische Zanksucht verrathen, so würde Rivière über Dard's plötzliche Schüchernheit ein lautes Gelächter aufgeschlagen haben, ein schönes Weib aber, dessen Mienen die in ihrem Herzen kochende unterdrückte Wuth verrathen, hat etwas Furchtbares, und Jacinthens schwarze Augen und dräuende Brauen verliehen ihr in diesem Augenblick erhabener Entrüstung ein imposanteres Ansehen, als ihr sonst eigenthümlich war.

Sogar Rivière nahm daher seine Pfeife aus dem Munde und blickte mit einer gewissen Besorgniß für Dard zu der zürnenden Schönen empor.

Diese löste langsam die verschränkten Arme, hielt ihr durchdringendes Auge unbeweglich auf Dard geheftet und zeigte mit gebietender Geberde nach Beaurepaire.

Bürger Dard war nicht mehr Herr seiner eignen Glieder. Er glich einem von einer Klapperschlange bezauberten Vogel, stand langsam mit auf sie gehefteten Blicken auf und war im Begriff, sich wie ein schlecht eingeölter Automat nach der angedeuteten Richtung fortzubewegen.

Nun aber vermochte Rivière kaum noch an sich zu halten und hüpfte vor unterdrücktem Gelächter auf seinem Stuhle hin und her. Dies beeinträchtigte den Zauber, welchen Jacintha bis jetzt ausgeübt, und Dard drehte sich mit bitterer Miene herum.

»Da haben Sie's, Bürger,« rief er. »Sehen Sie diese gebieterische Geberde? Ich will Ihnen sagen, was dieselbe bedeutet. Sie bedeutet: Du hast versprochen diesen Nachmittag in dem Garten der Aristokraten zu graben, also vorwärts, Marsch! Sie sehen, daß ich für meinen Theil wenigstens nichts dadurch gewonnen habe, daß man die Könige abgeschafft hat. Danken Sie dem Himmel, Bürger, daß Sie nicht an meinem Platze stehen.«

»Dard,« entgegnete Jacintha, »wenn Dir dein Platz nicht gefällt, so kannst Du ihn verlassen. Ich kenne zwei oder drei sehr hübsche junge Männer, die denselben sehr gerne einnehmen werden. Also nur kein Wort weiter. Jetzt wo ich einmal hier bin, will ich in's Dorf zurückkehren und wir werden bald sehen, ob alle jungen Bursche sich weigern, einige kleine Handreichungen an meiner Seite zu verrichten und sich dafür durch meine Freundschaft belohnen zu lassen.«

»Ach sey doch nicht gleich so bös, Jacintha! Ich gehe ja

schon. Du weißt ja, daß ich Alles thue, was Du verlangst. Also komm!«

»Gehe nur — Du weißt was Du zu thun hast.«

»Und Dich soll ich hier lassen?«

»Ja,« sagte Jacintha; »ich habe ein Wort mit diesem Herrn da zu sprechen — Du hast es nothwendig gemacht.«

Der Unterjochte schlich fort nach Beaurepaire, schaute sich aber oft um. Es gefiel ihm gar nicht, daß Jacintha bei dem jungen hübschen Bürger zurückblieb, besonders nach ihrer Entdeckung, daß es im Dorfe noch viel gefälligere junge Burschen gebe als ihn.

Jacintha drehte sich nach Rivière herum und redete ihn in ganz anderem, kaltem aber höflichem Tone an.

»Sie werden mich für sehr dreist halten, mein Herr, daß ich einen Fremden so ohne Weiteres anrede, aber ich darf nicht zugeben, daß Sie sich täuschen, und daß die, welchen ich diene, belogen werden.«

»Ihr braucht Euch nicht erst zu entschuldigen, Bürgerin, ich stehe Euch zu Diensten — nehmt Platz.«

»Ich danke, mein Herr. Ich will mich nicht erst niedersetzen, denn ich muß sogleich wieder fort.«

»Das thut mir leid, Bürgerin. Wie es scheint, habt Ihr gehört, was Dard zu mir sagte. Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr gehorcht habt!«

»Nein, mein Herr, ich habe nicht gehorcht,« entgegnete Jacintha stolz; »ich bin dessen unfähig, auch war es hier nicht nothwendig. Dard schrie ja, daß das ganze Dorf es hätte hören können. Ich ging gerade vorüber und hörte eine bekannte Stimme so laut, daß ich fürchtete, es sey ein wenig Trunkenheit dabei im Spiele. Deshalb näherte ich mich in

der besten Absicht. Als ich die Thür erreichte, vernahm ich Worte, welche mich bewogen, stehen zu bleiben. Ich ward dadurch in solches Erstaunen gesetzt, daß ich mich nicht von der Stelle rühren konnte. Auf diese Weise mußte ich wider Willen die Verleumdungen anhören, welche dieser elende Mensch aussprach. Sie sehen, mein Herr, daß ich nicht den Spion machte, denn so etwas wäre mir überhaupt zuwider. Ich hörte Ihre Antwort, welche Ihnen sehr zur Ehre gereicht und beschloß sogleich, daß Sie nicht durch Unwahrheiten hintergangeu werden sollten.«

„Ich bin Euch sehr verbundeu, Bürgerin.«

»Weder die Familie, der ich diene, noch ich selbst sind so weit herunter, wie dieser Narr uns schilderte. Ich sollte eigentlich nicht lachen, sondern zornig seyn, aber ich darf nicht vergessen, daß blos Dard es ist, der es gesagt, und Dard ist ein anerkannter Narr. Sehen Sie, mein Herr,« fuhr sie in freundlicherem Tone fort, »ich will offen seyn und Ihnen alles sagen. Es ist vollkommen wahr, daß der Baron Schulden gemacht hat und daß die Baronin aus Liebe zu ihren Kindern diese Schulden so schnell als möglich abbezahlt, damit die Besitzung noch vor ihrem Tode wieder frei wird. Eben so ist es auch wahr, daß diese schweren Schulden nicht ohne große Sparsamkeit abgezahlt werden können. Aber wir müssen einen Unterschied machen. Klugheit ist nicht Armuth, sondern vielmehr der Dornenpfad welcher zum Reichthum führt.«

»Das war sehr gut und treffend ausgedrückt, Bürgerin.«

»Wenn es Ihnen nichts verschlägt, mein Herr, so nennen Sie mich lieber bei meinem Namen, denn der Titel Bürgerin ist mir und den meisten Frauen sehr verhaßt.«

»O, recht gern, Mademoiselle Jacintha; es wird mir

dies viel mehr Vergnügen machen, weil es sonach scheint, als würden wir näher mit einander bekannt, Mademoiselle.«

»Mademoiselle will ich eben so wenig genannt seyn als Bürgerin. Ich bin keine Demoiselle oder Dame, sondern schlechtweg Jacintha.«

»Nein, nicht schlechtweg Jacintha. Glaubt Ihr denn, ich hätte keine Augen, hübsche Jacintha?«

»Lassen Sie diese Complimente, mein Herr — wir wollen in unserm Gespräch weiter fortfahren.«

»Nun, so setzt Euch denn, schöne Jacintha.«

»Es verlohnt nicht der Mühe, mein Herr, denn ich muß gleich wieder fort. Ich will ganz offen gegen Sie seyn. Dard sagte, er bekäme in dem Schlosse nichts zu essen. Das ist wahr. Sie sehen, daß ich offen bin und nichts verhehle. Ich will Ihnen sogar gestehen, daß die Baronin, meine Herrin, sehr ungehalten seyn würde, wenn sie erführe, daß Dard nichts zu essen bekommt — mit einem Worte, ich bin der schuldige Theil. Und ich thue recht daran. Hören Sie mich an. Dard ist ein Egoist. Sie haben dies vielleicht schon selbst an ihm bemerkt.«

»Ein wenig allerdings.«

»Nein, mein Herr, nicht ein wenig, sondern er ist Egoist in solchem Grade, daß er auf der ganzen Welt keinen Freund hat, als mich. Ich verzeihe es ihm, weil ich den Grund kenne. Er hat in seinem ganzen Leben noch nicht erfahren, wie es ist, wenn einem der Kopf oder das Herz weh thut.«

»Ich verstehe Euch nicht, Jacintha.«

»Mein Herr, ein junger Mann wie Sie versteht Vieles noch nicht. Obschon ich aber auf Dard gebührende Rücksicht nehme, so weiß ich doch auch, was ich mir selbst schuldig bin.

Ja, er ist so egoistisch, daß, wenn ich ihn immer satt füttern wollte, ich nicht mehr wissen würde, ob er meinet- oder ob er seinetwegen nach Beaurepaire käme. Dard ist durchaus kein schöner junger Mann, denn bedenken Sie nur, er ist zwei Zoll kleiner als ich.«

»Ich sollte meinen, der Unterschied müßte noch weit mehr betragen.«

»Auch hat er durchaus keine Bildung und ich muß mir seinetwegen manche Spottrede gefallen lassen. Bis jetzt aber habe ich doch immer noch darauf entgegnen können, daß dieser fünf Fuß und zwei Zoll große Egoist mich uneigennützig und um meiner selbst willen liebt. In dem Augenblick jedoch, wo ich dies bezweifeln müßte, würde ich ihm sofort den Laufpaß geben. Nicht wahr, nun verstehen Sie Alles? Sie werden zugeben, daß ich ganz vernünftig handle.«

»Ich muß gestehen, ich hätte nicht geglaubt, daß euer Geschlecht so scharfsinnig wäre.«

»Sie sehen selbst, daß ich schon im Begriff stand, dem armen kleinen Kerl seine Entlassung zu geben.«

»Ich sah und bewunderte. Wohlan denn, Bürgerin — ich wollte sagen Jacintha — die Familie Beaurepaire befindet sich also nicht in so gar beschränkten Umständen, wie Dard vorgibt?«

»Mein Herr, sehe ich wohl aus wie eine Person, welche Hunger leidet?«

»Nein, beim Jupiter — bei der Ceres wollte ich sagen.«

»Und sind meine jungen Herrinnen vielleicht hager, abgemagert und hohläugig?«

»Nein, nein! Bei Venus und Hebe, nein!«

Jacintha lächelte theils über diesen enthusiastischen Protest, theils aber auch, weil die Mädchen gewöhnlich lächeln, wenn Worte gesprochen werden, die sie nicht verstehen. Sie hob wieder an:

»Wenn ein Becher überfließt, so kann er nicht leer seyn. Wer Ersparnisse machen kann, muß nothwendig genug haben, und wie vielmal hat Dard selbst auf Fräulein Laura's eigenen Befehl einen müden, hungrigen Soldaten in unsere Küche geschickt oder uns selbst zugeführt.«

»Ja, ja, das glaube ich.«

»Und wie oft habe ich für solche Leute eine Flasche Medoc aus dem Keller der Baronin geholt!«

»Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich sehe schon, Dard's Egoismus verblendet ihn. Die Damen von Beaurepaire sind klug, aber weder knauserig noch arm.«

»Um so besser. Doch noch Eins; wie war es mit dem Kaffeh — den Pferdebohnen?«

Jacintha erröthete und schien verlegen zu werden, doch dauerte dies nur einen Augenblick. Sie lächelte gutmüthig, steckte eine Hand in die Tasche und zog ein Packet heraus.

»Was ist das?«

»Erlaubt mir. Es ist Kaffeh und nach dem Geruch zu urtheilen ganz vortrefflicher. Ihr habt ihn wohl soeben im Dorfe gekauft?«

Jacintha nickte.

»Aber die Bohnen?«

»Die Bohnen — die Bohnen — ha, ha, ha! Sie müssen nemlich wissen, mein Herr, daß wir einen kleinen schalkhaften Engel im Hause haben, welcher Fräulein Laura heißt. Diese hieß mich eines Tages einige Bohnen rösten — der alte Doctor brauchte sie zu irgend einem albernen Experi-

ment. Dard kam zufällig dazu und als er mich etwas rösten sah, fragte er, was ich mit diesen Bohnen machen wollte, denn er ist ungeheuer neugierig. Ich stand schon im Begriff, es ihm zu sagen, aber Fräulein Laura winkte mir verstohlen. »Wir wollen sie statt des Kaffehs kochen,« sagte sie, »und der Narr glaubte es.«

Rivière und Jacintha lachten nicht wenig über Dard's Leichtgläubigkeit.

»Wohlan, Jacintha, Gott sey Dank, Dard hat sich geirrt und dennoch stehe ich im Begriff, etwas sehr Albernes zu sagen: Wißt Ihr, ich bedauere fast, daß diese Damen nicht, wenn auch nicht ganz, doch beinahe, so arm sind, als er sie schilderte, denn —«

»Nun warum denn?«

»Ihr dürft aber nicht böse seyn.«

»Ich, mein Herr? Mit einem jungen Herrn, der ein so hübsches Gesicht hat, wie Sie, wird ein Mädchen nicht so schnell böse.«

»Wohlan denn, ich hätt' es gern gesehen, wenn sie ein wenig arm gewesen wären, denn dann hätte ich vielleicht das Vergnügen und die Ehre gehabt, ihnen nützlich zu seyn.«

»Aber wie könnten Sie ihnen denn nützlich seyn?«

»Das weiß ich selbst nicht recht — auf mannigfache Weise — besonders jetzt, wo ich eure Bekanntschaft gemacht habe — Ihr würdet mir gesagt haben, was ich für sie hätte thun können. Ich würde Euch nicht ungehorsam gewesen seyn, denn Ihr seyd ein gutes Mädchen und ich sehe, daß Ihr eure Herrschaft aufrichtig liebt. Es ist eine heilige Sache, es wäre eine gewesen, meine ich, und wir hätten gemeinschaftlich dafür gewirkt.«

»Ach ja, das hätte wohl geschehen können.«

»Wir hätten mit einander Mittel ausfindig gemacht, ihnen heimlich Dienste zu leisten, ohne ihren Stolz zu verletzen. Und übrigens bin ich auch ein Mann, der einen wichtigen Posten bekleidet Jacintha.«

»Ja, das weiß ich, mein Herr, Dard hat es mir gesagt.«

»Einen sehr wichtigen Posten für einen so jungen Mann als ich bin. Diese Damen sind Royalisten. Mein geheimer Schutz hätte von großem Nutzen für sie seyn können und ich hätte ihnen denselben gewähren dürfen, ohne meine Pflicht gegen den Staat zu verletzen, denn was hat wohl die Republik im Grunde genommen von Frauen zu fürchten?«

Während der junge Mann dies sagte, ruhten Jacintha's große, schwarze Augen mit ruhigem, aber forschendem Ausdruck auf ihm und die Farbe ihrer Wangen wechselte.

»Diese Gesinnungen machen Ihnen wirklich Ehre, mein schöner Herr.«

»Und die eurigen Euch ebenfalls!« rief der junge Mann. »Wir wollen Freunde seyn. Obschon wir verschiedenen Parteien angehören, so verstehen wir doch einander. Und übrigens muß ich Euch sagen, daß wir Republicaner auch unsere Tugenden haben.«

»Um Ihretwillen werde ich das von nun an glauben.«

»Ich will Euch wenigstens eine davon bezeichnen.«

»Ja, thun Sie das.«

»Sie besteht darin, daß wir die Tugend überall, wo wir sie auch finden mögen, anerkennen und verehren. Deshalb verehre ich auch Euch, Jacintha. Euer Name ist hinfort für mich gleichbedeutend mit Treue, Redlichkeit und uneigennütziger Anhänglichkeit. Solche Gemüther wie Ihr sind die

Zierden beider Geschlechter. Reicht mir daher eure Hand, damit ich Euch eine Huldigung erweise, die ich keiner egoistischen und folglich niedrigdenkenden Herzogin darbringen würde.«

Jacintha erröthete ein wenig, reichte ihm jedoch lächelnd und mit jener Anmuth, die allen Frauen angeboren zu seyn scheint, die Hand.

Rivière ergriff die Hand des lächelnden Landmädchens, neigte sich darüber und küßte sie.

In dem Augenblick, wo er sie wieder loslassen wollte, begann sie sanft die seine zu fassen und sanft zu drücken. Er blickte auf und sah ein weibliches Phänomen. Das Lächeln weilte noch auf ihrem Munde, aber die großen schwarzen Augen waren trübe und es dauerte nicht lange, so entrollte ihnen eine große Thräne und rann die gebräunte Wange hinab.

Der junge Mann sah sie mit fragendem Blicke an.

Sie beantwortete diese stumme Frage dadurch, daß sie wieder lächelte, ihm die Hand nochmals drückte, während zugleich eine zweite Thräne der ersten folgte.

Der unerfahrene junge Mann sah sie verwundert an und sagte endlich mit mitleidigem Tone:

»Ihr weinet, Jacintha?«

»Nein, mein Herr — daß ich nicht wüßte.«

»Ja wohl — ich sehe es ja — da kommt wieder eine Thräne.«

»Wirklich? Ist es möglich?«

»Ich fürchte, daß ich daran Schuld bin. Aber warum weinet Ihr eigentlich?«

»Vielleicht haben Sie mich zu sehr gelobt, mein Herr. Ihre Worte sind die ersten theilnehmenden Worte, welche in diesem Dorfe Jemand zu mir gesprochen hat, und vor allen

Dingen die ersten, welche Wohlwollen gegen die Familie verrathen, der ich mit so inniger Liebe zugethan bin.«

»Das ist auch mit mir der Fall.«

»Ich freue mich, dies zu hören.«

»Diese Damen scheinen eine förmliche Zaubergewalt zu besitzen. Sie machen mich, Euch und ich glaube jedes redliche Herz zu ihren Freunden.«

»Ach, mein Herr, nehmen Sie es mir nicht übel, aber glauben Sie mir, es ist nichts Kleines, eine alte Familie zu seyn. Mein Großvater schon diente einem Baron von Beaurepaire. Mein Vater war Revierjäger des letztverstorbenen und erhielt bis zu seinem letzten Augenblicke sein Essen vom Tische seines Herrn, denn er war in Folge von Gichtleiden schon viele Jahre zuvor, ehe er starb, dienstunfähig. Meine Mutter starb in dem Schlosse und liegt dicht neben der Familiencapelle begraben. Ja, ihr Körper liegt noch im Tode neben den Leichen ihrer Herrschaft, ebenso wie bei Lebzeiten ihr Herz nur bei dieser weilte. Darum steht aber auch eine Inschrift auf ihrem Leichensteine, welche das Lob ihrer Treue und Rechtschaffenheit enthält. Glauben Sie, so etwas mache keinen Eindruck auf die Herzen der Armen? Ach, der Stolz gemeiner Menschen ist elende Spreu, der Stolz der Vornehmen aber ist Gold. Sehen Sie, mein Herr, bei Emporkömmlingen würde ich eine Dienstmagd und nichts weiter seyn. In dieser stolzen Familie dagegen bin ich eine bescheidene Freundin. Natürlich schwatzen sie nicht fortwährend mit mir, wie gemeine Herren und Herrinnen — denn wenn sie dies thäten, würde ich sie weder lieben noch achten; wohl aber lächeln sie mich alle an, so oft ich in das Zimmer trete, selbst die Baronin. Ich gehöre zu ihnen und sie gehören zu mir, durch zahllose Bande, durch die Jahre selbst. — Bedenken Sie wohl, mein Herr, ein

ganzes Jahrhundert — durch die vielen freundlichen Worte in vielen Leiden und Bedrängnissen, durch das eine Dach, welches uns seit hundert Jahren geschirmt, und das Grab, wo unsere Gebeine bei einander liegen bis zum Tage der Auferstehung.«

Jacintha faltete die Hände, und ihre schwarzen Augen leuchteten durch den Thau ihrer Thränen hindurch.

Auch Rivière's Augen wurden feucht.

»Das ist schön gesagt« rief er, »das ist herrlich gesagt! Aber erlaubt mir, es gibt Bande, die ihre Kraft den Seelen verdanken, welche dadurch gefesselt werden. Wie oft haben solche Bande um menschliche Herzen sich als gänzlich unhaltbar erwiesen. Euch dagegen halten sie fest wie Stahl, weil auch euer Gemüth so treu und zuverlässig ist wie Gold und Stahl. Ich bewundere Euch, Bürgerin — ich wollte sagen, liebe Jacintha. Solche weibliche Wesen wie Ihr haben jetzt in Frankreich eine hohe Aufgabe.«

»Ist das wahr? Was können wir armen Frauen thun?«

»Helden zur Welt bringen! die Mütter großer Männer seyn — der Catos und der Gracchen der Zukunft!«

Jacintha lächelte. Sie wußte nicht, wer die Gracchen waren und kannte eben so wenig ihre politische Gesinnung, aber ihr Name klang so fremdartig und seltsam — ganz gewiß waren es sehr vornehme Leute.

»Das wäre für mich wenigstens zu viel Ehre,« entgegnete sie bescheiden. »Doch nun muß ich Ihnen Lebewohl sagen,« setzte sie hinzu, und bewegte sich mit unsicherer zögernder Miene rückwärts, indem sie zugleich mit ihren großen schwarzen Augen rechts und links schielte.

Rivière dachte sich weiter nichts dabei.

»Nun denn, adieu, wenn es einmal so seyn muß.« sagte er.

Sie erblickte die neben dem jungen Manne liegenden Rebhühner und blieb stehen.

Sie betrachtete sie mit sehnsüchtigem Blicke.

Rivière bemerkte diesen Blick.

»Nehmt Euch ein Paar mit,« rief er, »nehmt Euch ein Paar mit.«

»Was soll ich damit machen?«

»Ich meine für das Schloß — für eure Herrinnen.«

»O die besitzen dergleichen in Masse.«

»Ah, das bezweifle ich nicht. Alle Bauern senden Euch welche.«

»Ja wohl — versteht sich.«

»Wie schade! Ist es denn der Wille des Schicksals, daß ich dieser Familie nicht einmal durch eine solche Kleinigkeit meine Zuneigung soll beweisen können?«

Jacintha drehte sich plötzlich nach ihm herum, stand einen Augenblick still, kam dann ganz langsam wieder auf ihn zu, trat wie in Gedanken versunken in die Vorhalle und setzte sich ruhig nieder.

Anfangs saß sie Rivière gerade gegenüber, gleich darauf aber schien ihr einzufallen, daß sie von der Straße aus gesehen werden könne und sie schlüpfte rasch in einen Winkel.

Rivière machte große Augen und während sie die Schöße ihres Kleides glatt strich, zerbrach er sich den Kopf, was dies wohl heißen solle.

»Sonderbar,« dachte er, »als ich sie vorhin wiederholt aufforderte, sich zu setzen, sagte sie allemal: Nein, ich muß gehen.«

»Ja, mein Herr,« hob sie an, »Sie haben es errathen.«

»Was habe ich denn errathen?«

»Daß ich Ihnen die Wahrheit sagen will. Ihr Gesicht sowohl als Ihre Worte sind die Ursache — ja, ich will Ihnen Alles sagen.«

»Betrifft es Beaurepaire?«

»Ja.«

»Aber Ihr habt mir ja schon Alles gesagt. Dies sind eure eigenen Worte.«

»Das ist wohl möglich, aber Alles, was ich Ihnen sagte, war nicht ganz genau.«

»Nein, nein, Jacintha, das kann nicht seyn. Jedes eurer Worte trug das Gepräge der Wahrheit.«

»Weil Sie selbst ein wahrheitliebender, unschuldiger, wohlwollender junger Mann sind. Verzeihen Sie mir, daß ich dies nicht gleich auf den ersten Blick errieth. Ich will Ihnen Alles sagen.«

»Ja, thut das, ich bitte Euch.«

»Nun, so hören Sie, aber schwören Sie mir bei dem Andenken Ihrer Mutter, daß Sie das, was ich Ihnen in diesem Augenblicke offenbaren werde, keinem Menschen wieder sagen wollen.«

»Jacintha, ich schwöre euer Geheimniß zu bewahren.«

»Nun gut — was Dard Ihnen erzählt hat, mein Herr, war nicht ganz unwahr.«

»Gütiger Himmel, was sagt Ihr, Jacintha?«

»Obschon es bloße Vermuthungen von seiner Seite waren, denn ich habe meinem eigenen Geliebten niemals anvertraut, was ich jetzt einem Fremden anvertraue.«

»Aber sagt, läßt sich denn nichts thun?«

»Lassen Sie mich ausreden, ehe mir der Muth entsinkt — ja theilen Sie dieses Geheimniß mit mir, denn es zernagt mir das Herz. Wenn man alle Tage mit ansehen muß, was ich sehe, ohne es Jemanden mittheilen zu können — o das ist sehr hart! Und dennoch, sehen Sie, wie sonderbar! Wer hätte mir wohl vor einer Stunde sagen können, daß ich vor Ihnen mein Herz ausschütten würde? Ach, lieber Herr, meine theure alte Herrin und meine lieben jungen Fräulein sind — ach, ich kann das Wort nicht aussprechen, doch Ihr Blick gibt mir wieder Muth — sie sind nicht sparsam — sie sind nicht geizig, sie bezahlen nicht ihre Schulden — nein, die Baronin von Beaurepaire und ihre Töchter sind blutarm und leiden oft Mangel am Unentbehrlichsten!«

III.

»Blutarm?«

»Leider ja.«

»Leute von so vornehmem Stande blutarm?«

»Ja, denn ihre Schulden sind größer als ihr Einkommen: sie leben nur so lange ihre Gläubiger ihnen die Mittel dazu nicht ganz abschneiden, und von Zeit zu Zeit drohen uns diese Ungeheuer, obschon sie wissen, daß wir alles Mögliche thun, um ihnen zu geben, was ihnen gehört.«

»Womit drohen sie denn?«

»Sie drohen bei der Regierung auf den Verkauf des Schlosses und der Ländereien anzutragen, damit sie zu ihrem Gelde kommen, die Elenden!«

»Die Unmenschen!«

»Und das Schlimmste dabei ist, daß meine Herrschaft

sich durchaus nicht entschließen kann, zu irgend einem niedrigen Auskunftsmittel zu greifen. Ich war im Zimmer als Herr Perrin, der Notar, der Baronin den Rath gab, die sämmtlichen Waldungen niederzuschlagen, das Holz zu verkaufen und das Geld für sich anzulegen. Sie ließ ihn ausreden, und warf ihm dann einen Blick zu, daß er hätte gleich in die Erde sinken mögen.

»Ich soll das Besitzthum meines Gemals und meiner Josephine seiner Schönheit berauben? Ich soll die alten Bäume niederschlagen, welche beweisen, daß das Schloß nicht ein Ding von gestern ist, wie Ihr Directorium, Ihre Republik und ihre Guillotine?«

»Um sie zu besänftigen, sagte Herr Perrin: »Nein, nein, Madame, so meine ich's nicht. Die alten Eichen, so wie überhaupt die sehr alten Bäume, müßten Sie verschonen, die anderen aber können Sie verkaufen.«

»Die andern? Die Bäume, die mein Gemal selbst gepflanzt? Warum soll ich denn nicht auch meine kleine Capelle im Park niederreißen lassen — er hat sie ja auch gebaut. Die Steine würden, wenn man sie verkaufte, gut bezahlt werden, eben so wie Josephinens und Laura's Haar, wenn ich es ihnen abschnitte. Aber nein, mein Herr, eben so wenig als es mir einfallen kann, das Haupt meiner Töchter seines Schmuckes zu berauben, eben so wenig wird es mir beikommen, die alten Wälder von Beaurepaire zu vernichten oder von den Steinen des Heiligthums, in welchem ich für das Seelenheil meines Gemals bete, ein republicanisches Wohnhaus oder sonst etwas erbauen zu lassen.«

»Dies waren ihre eigenen Worte. Sie hatte ganz still dagesessen, bis der Notar fertig war, dann aber fuhr sie mit einem Male empor und ihre Worte kamen aus ihrem Munde

wie Flammenstöße aus einem Schmelzofen. Niemand, der sie gehört, könnte sie vergessen und wenn er so alt würde wie Methusalem. Der Notar ist uns seit jenem Tage nicht wieder ins Haus gekommen und dies sind nun bald sechs Monate her.«

»Das nenne ich aber falschen Stolz, Jacintha.«

»So? ich nenne es nicht so,« entgegnete sie etwas heftig.

»Na, es soll nichts ausmachen — sagt mir noch mehr.«

»Ich will Ihnen Alles sagen — ich habe es Ihnen einmal versprochen.«

»Ist die Geschichte von dem Bohnenkaffeh wahr?«

»Sie ist nur zu wahr!«

»Aber Ihr zeigtet mir ja vorhin ein Säckchen Kaffeh, welches Ihr so eben gekauft hattet.«

»Ich habe es nicht gekauft, sondern gewissermaßen gestohlen. Dann und wann entwende ich nemlich einige Trauben aus unserm Treibhaus und gebe sie der Frau des Materialwaarenhändlers, die mir ein wenig Kaffeh dafür gibt, und bei sich selbst sagt: »Dieses Mädchen ist eine Diebin.«

»Das wird sie nicht sagen.«

»Dann mische ich davon heimlich eine kleine Quantität in den Morgentrank meiner armen Herrin.«

»Heimlich? Habt Ihr denn nicht Fräulein Laura in das Geheimniß eingeweiht?«

»Ach wie unschuldig sind Sie, mein Herr! Begreifen Sie denn nicht, daß sie Bohnen röstet, damit ihre Mutter noch glauben möge, sie trinke Kaffeh und daß ich diesen Trank heimlich würze, damit Fräulein Laura glaube, ihre Bohnen hätten wirklich einen Kaffehgeschmack? Dabei bin ich überzeugt, daß die Baronin uns beide durchschaut und thut als ob sie ihren Morgentrank ganz wohlschmeckend fände, um uns Alle froh und glücklich zu machen: denn die Frauen sind

schlau, mein junger Herr — Sie haben keinen Begriff davon, wie schlau sie sind. Ja, so ist es. Wir in Beaurepaire lieben Alle einander und hintergehen einander aus Liebe.«

»Was Ihr mir da sagt, betrübt mich sehr. Was Ihr von dem Wein erzähltet, war also auch nicht wahr?«

»O ja, dies war nicht erlogen. Wein haben wir vollauf. Der Baron hinterließ einen wohlgefüllten Keller. Es ist mehr da als wir in unserm ganzen Leben brauchen und so lange wir davon haben, werden wir wackern und armen Leuten davon zukommen lassen.«

»Und Euch selbst einschränken.«

»Ja, und uns selbst einschränken?«

»Warum vertauschen sie den Wein nicht gegen andere Bedürfnisse?«

»Weil sie einmal nichts Gemeines thun können.«

»Wo wäre aber hier etwas Gemeines dabei? Bin ich wohl der Mann, der zu einer Gemeinheit rathen würde?«

»Ach nein, mein Herr, aber meine Herrinnen thun einmal nichts, was die andern Barone von Beaurepaire auch nicht gethan haben und deshalb setzen sie sich zu einer guten Flasche Wein aus ihrem eigenen Keller nieder so wie zu Trauben und Pfirsichen aus ihrem eigenen Garten und sogar Trüffeln aus ihrer eigenen Buchenwaldung und guter Sahne von ihrer eigenen Kuh, aber dabei genießen sie für zwei Sous Brot, während Fleisch und Braten kaum alle vierzehn Tage einmal auf den Tisch kommt.«

»Mit einem Worte — sie verzehren für fünfzehn Francs Näschereien und haben nicht zehn Sous, um sich gesunde Nahrungsmittel zu kaufen.«

»So ist es, mein Herr.«

»So ist es, mein Herr? wiederholte Rivière ihr nach-

spottend, »und Ihr seht nicht ein, daß dies keine Ersparniß, sondern die größte Verschwendung ist? Seht Ihr denn nicht ein, daß Pflicht und Interesse von ihnen verlangen, ihren Wein oder wenigstens einen Theil desselben zu verkaufen und sich auf diese Weise angemessene Kost zu verschaffen und daneben noch Geld zur Bezahlung ihrer Schulden herauszuschlagen?«

»Das wäre ganz richtig, wenn sie gemeine Leute wären, aber sie sind ja keine Krämer oder Bauern, sondern gehören zu dem ältesten und vornehmsten Adel Frankreichs.«

»Narren sind sie,« rief der erzürnte Republicaner, »und Ihr seyd um kein Haar besser als sie.«

»Das will ich durchaus nicht bestreiten.« entgegnete Jacintha lächelnd. »Jetzt,« fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, »gibt unsere Kuh vollauf Milch, und dies ist eine große Hilfe. Wenn sie aber trocken stehen wird, dann weiß Gott, was mit uns werden soll!« und Jacintha sah Rivière mit so bekümmerten Blicken an, daß er sich fast schämte, ein heftiges Wort zu ihr gesprochen zu haben.

»Und wenn ich nun noch obendrein hören muß, wie mein eigener Geliebter, der auf meiner Seite seyn sollte, diese herrlichen Leute und frommen Märtyrer verleumdet —«

»Arme Jacintha!«

»Ach, das Herz ist mir schwer wie ein Klumpen Blei. Nicht sowohl wegen dessen, was oben auf dem Schlosse vorgeht, denn dies ist, obschon schwer zu tragen, nicht das Schlimmste. Liebe nährt eben so gut als Speise und Trank, und wir in Beaurepaire lieben Alle einander. Das Gerücht aber, welches ich so eben im Dorfe vernommen, ist, wenn es sich bestätigen sollte, das furchtbarste, was uns treffen könnte.«

»Was sagt man denn?«

»Man sagt, einer unserer Gläubiger wolle das Schloß mit allen Ländereien verkaufen lassen.«

»Fluch über ihn!«

»Eben so gut könnte er nach der Guillotine schicken und meine armen Herrinnen gleich hinrichten lassen. Sie sehen mich an. Ach, Sie kennen meine Herrin nicht, wie ich sie kenne. Ist es also wirklich so weit gekommen? Die vornehme alte Familie soll in die weite Welt hinausgestoßen werden? Ach, meine armen jungen Fräuleins, mit denen ich aufgewachsen bin, denn ich war gerade sechs Jahr alt als Josephine geboren ward, und ich werde sie lieben bis zu meinem letzten Lebenshauche.«

Und Jacintha begann, von der Heftigkeit ihrer Gefühle überwältigt, heftig zu schluchzen und zu zittern.

Der Staatsmann, der sein ganzes kurzes Leben in der Schule und im Collegium zugebracht, erschrak nicht wenig und stürzte auf sie zu und faßte sie am Arm und rief:

»O Jacintha, beruhigt Euch — Ihr erschreckt mich!«

In seiner Angst wußte er nicht gleich was er thun sollte und ergriff ein Glas, füllte es zitternd mit Wein, kniete dann vor Jacinthen nieder und schob es ihr zwischen die Zähne. Sie that weiter nichts, als daß sie ein Stück Glas herausbiß, so rund und rein als ob es mit einem Diamant herausgeschnitten worden wäre.

Sonderbarerweise schien sie dadurch wieder zur Besinnung zu kommen.

»Da, nun habe ich Ihr Glas zerbrochen,« rief sie in plötzlich verändertem Tone.

»Das thut nichts. Ihr sollt Euch nur beruhigen. Trinkt ein wenig von diesem Wein.«

Eduard hielt ihr die andere Seite des Glases an den Mund und sie schlürfte ungefähr einen Theelöffel voll. Sie that dies blos aus angeborener Höflichkeit, um ein von ihm gebotenes Mittel nicht zu verschmähen. Dann setzte er das Glas hin und sie zog still seinen Kopf sanft an ihre Brust und er fühlte, daß sie weinte, denn seine Theilnahme hatte sie im innersten Herzen gerührt.

Was ihn selbst betraf, so schämte er sich schon der Schwäche, die er nicht ganz bemeistern konnte, und war froh, sein Gesicht auf so angenehme Weise verbergen zu können.

»Ach, mein Himmel, Jacintha — Ihr dürft nicht etwa glauben, daß ich immer so leicht weine. Seit meiner Kindheit habe ich mich nicht wieder so vergessen.«

»Das glaube ich. Verzeihen Sie mir, ich allein bin Schuld daran. Weinen ist aber keine Schande. Nein, nein, mein Sohn, diese Thränen machen Ihnen Ehre, und die arme Jacintha ist für immer Ihre Freundin.«

»Na,« rief er, sich plötzlich ermannend, »laßt uns lieber etwas thun, anstatt zu heulen wie die alten Weiber.«

»Ja, wenn wir nur etwas thun könnten!« rief Jacintha.

»O warum sollten wir das nicht? Niemand weiß, was er thun kann, so lange er es nicht versucht hat. Ich werde mir schon etwas aussinnen, darauf verlaßt Euch.«

»Und ich muß nun machen, daß ich wieder aufs Schloß komme. Man wird glauben, ich habe mich verirrt.«

»Liebe Jacintha!«

»Was wollen Sie?«

»Nun werdet Ihr doch einige von den Rebhühnern mitnehmen?«

»Ja, von Ihnen nehme ich Alles an.«

»Ich danke Euch. Rasch — rasch — nehmt hier diese vier Stück. So. Steckt eure Schürze in die Höhe, damit Ihr sie hineinthun könnt.«

»Der Hase, den Sie auch da liegen haben, wäre noch nahrhafter als die Rebhühner,« sagte Jacintha schüchtern.

»Ihr sollt auch den Hasen bekommen. Schickt Dard her; er soll ihn Euch nachbringen.«

»Nein, nein, mit Dard bin ich heute uneinig und mag ihn um keine Gefälligkeit bitten. Er soll mich zuerst wieder um etwas bitten, ich ihn nicht. Sehen Sie einmal meinen Arm an. Glauben Sie, dieser fürchtet sich vor einem Hasen?«

»Allerdings ist euer Arm fast noch einmal so stark als der meine, aber dennoch werde ich Euch den Hasen in meiner Tasche bis ans Schloß tragen. Frankreich ist immer noch Frankreich, möget Ihr davon denken was Ihr wollt, und ein junger Mann darf nicht zugeben, daß ein hübsches Mädchen eine schwere Last trage.«

»Sie wollen mich doch nicht etwa begleiten, mein Herr?« fragte Jacintha schüchtern.

»Warum nicht?«

»Nun, wenn Sie einmal wollen, so nehme ich es dankbar an. Die Straße ist ohnedies jetzt so einsam, daß man selten einem Menschen begegnet — wenn Sie sich also meiner nicht schämen, so schäme ich mich Ihrer auch nicht. Lassen Sie uns denn gehen.«

Sie gingen schweigend neben einander her. Rivière hatte etwas auf dem Herzen und Jacintha merkte dies und wartete darauf, daß er mit der Sprache herausgehen würde. Endlich hob er, gleichsam als ob er es unschicklich fände, neben der ländlichen Hebe einherzugehen, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen, in zerstreutem Tone an:

»Euer Wesen ist von der Art, daß man nicht recht weiß, ob Ihr die Wahrheit sprecht oder das Gegentheil.«

Keine Antwort.

»Ihr versteht übrigens sehr gut zu sprechen.«

Keine Antwort.

»So glatt und so überzeugend.«

Keine Antwort.

»Nun denn ernsthaft gesprochen. Früher hielt ich das Lügen für ein Verbrechen, für ein schmutziges Laster, jetzt aber sehe ich ein, daß selbst eine Unwahrheit, wenn sie aus reinem Herzen kommt, dadurch geläutert und tugendhaft und fromm wird.«

»Das glaube ich nicht.«

»Und nützlich.«

»Was nützten mir denn meine Unwahrheiten? Ich mußte sie ja schon die nächste Minute wieder zurücknehmen, und glauben Sie, ich sey nicht feuerroth geworden, als ich so mich selbst Lügen strafen mußte?«

»Ich habe nichts davon gesehen.«

»Ein Zeichen, daß ich innerlich erröthete, und das ist noch schlimmer. Ach, junger Herr,« fuhr Jacintha in ernstem Tone fort, »hören Sie mich an. Eine Lüge ist stets zweierlei — eine Sünde und eine Thorheit. Ja, die Frauen sind in dieser Beziehung gewandter als die Männer, aber um so schlimmer für sie. Die Männer lügen manchmal um etwas zu erreichen, woran ihnen viel liegt; ihr Instinct aber ist, die Wahrheit zu sagen, wenn sie nemlich den Namen eines Mannes verdienen. Die Frauen aber, besonders ungebildete wie ich, flüchten sich fast allemal zuerst hinter eine Lüge wie die Ratten in ein Loch. Nun aber geben Sie auf die Folgen Acht. Die Frauen dulden viele große und kleine Uebel. Die Hälfte

derselben ist ihnen durch den Willen Gottes beschieden, die andere Hälfte aber bereiten sie sich selbst durch ihren Mangel an Wahrheit und Aufrichtigkeit.«

»Jacintha!« rief der junge Mann erstaunt, »Ihr versteht ja eine Predigt zu halten, wie es kein Pfarrer auf der Kanzel besser könnte!«

»Spotten Sie nicht!« entgegnete Jacintha altklug. »Bedenken Sie, daß ich viele Jahre älter bin als Sie. Sie sind kaum zwanzig, glaube ich, und ich beinahe fünfundzwanzig — und ich kenne das Leben zehnmal besser als Sie, obschon ich immer auf dem Dorfe gewohnt habe.«

»Na, seyd nur nicht gleich böse, Jacintha. Ich höre jedes Wort, welches Ihr sprecht, mit der größten Andacht. Uebrigens braucht Ihr nicht zu fürchten, daß ich, was das Lügen betrifft, Euch Weibsleuten nachahmen werde.«

»Das würde ich Ihnen selbst nicht rathen, denn die Frauen würden selbst die Ersten seyn, die Sie dann verachteten.«

»Ich werde eurer Mahnungen eingedenk seyn und mir sogar einen eurer Aussprüche notiren.«

Mit diesen Worten zog er seine Schreibtafel heraus und schrieb auf ein Blatt derselben Jacintha's Worte:

»Eine Lüge ist zweierlei — eine Sünde und eine Thorheit.«

»So ist's recht!« rief Jacintha in wieder heiterem Tone.

»Ich hätte nicht geglaubt, daß Ihr schon fünfundzwanzig Jahre alt wäret.«

»Ich bin es aber — glauben Sie mir denn nicht?«

»Warum nicht? Wie könnte ich überhaupt, nachdem

Ihr mir eine solche Predigt gehalten habt, euren Worten nicht glauben?«

»Gut, gut!« sagte Jacintha mit Würde.

Sie war nach Ausweis des Kirchenbuches volle siebenundzwanzig Jahre alt.

Rivière versank wieder in seine früheren Betrachtungen.

Diesmal war es Jacintha, welche zuerst wieder sprach.

»Sie verzeihen mir also, daß ich Ihr Glas zerbrochen habe, mein Herr?«

»Ach, sprecht doch nicht von dieser Kleinigkeit.«

»Nun sind wir bald am Ziele,« fuhr sie fort.

»Allerdings haben wir nur noch wenige Schritte bis zum Schloß.«

»Ich komme nicht alle Tage heraus — wenn Sie mir daher noch etwas Wichtiges mitzutheilen haben, so thun Sie es jetzt.«

»Was meint Ihr?«

»Ich meine, daß all dieses Geschwätz von Lügen und dergleichen nicht das betrifft, was Sie mir eigentlich zu sagen wünschen. Sie haben etwas auf dem Herzen, was Sie mir gern sagen, aber auch wieder verschweigen möchten. Glauben Sie, ich verstehe nicht in Ihrem Gesicht zu lesen? Na also, heraus damit!«

»Ihr könnt gut sagen, heraus damit! Ich habe aber nicht den Muth dazu.«

»Weil Sie nicht fühlen, daß ich Ihre Freundin bin.«

»Sagt nicht das und seht mich nicht so freundlich an, sonst sage ich es Euch, Jacintha —«

»Nun?«

»Es muß ein tiefes Geheimniß zwischen uns bleiben.«

»Nun, das wäre ja ganz herrlich!«

»Ja, aber Ihr müßt ebenfalls schwören, wie ich vorhin schwur, denn mein Geheimniß ist eben so wichtig als das eure.«

»Ich schwöre!«

»Nun denn, Jacintha — ich liebe!«

Und nachdem er erröthend dieses Geständniß gethan, lächelte er ein wenig dünkelhaft, denn er fühlte, daß es ein Schritt war, der ihn zum Manne stempelte.

Jacintha's Züge verklärten sich vor heiliger Freude bei der Aussicht auf einen Liebeshandel, dann lachte sie über den Dünkel, womit er sich einbildete, seine knabenhafte Liebe könne ein eben so wichtiges Geheimniß seyn wie das ihre, und endlich senkte sie ihre Stimme zu einem Flüstern herab, obschon kein Mensch in der Nähe war.

»Wen lieben Sie denn?« fragte sie mit blinzelndem Auge und gespitzten Ohren.

»Jacintha, könnt Ihr es nicht errathen?«

Und er blickte schüchtern zu Boden.

»Ich? Wie kann ich wissen, wer einen so gewaltigen Eindruck auf Sie gemacht hat!«

Aber während sie diese Worte noch sprach, schien ihr Auge einen Blitz nach innen zu schleudern, und ihr Scharfsinn erfaßte die ihr gewordene Andeutung sofort.

»Bin ich denn mit Blindheit geschlagen!« rief sie. »Es ist meine junge Herrin. Ich fand es gleich so sonderbar, daß Sie um meinetwillen weinten und ein solches Interesse an mir nahmen — ei Sie Schelm mit dem unschuldigen Gesicht! Aber wie und wo haben Sie denn die jungen Damen gesehen? Sie speisen ja niemals außer dem Hause. Sie selbst sind noch nicht zwei Monate hier — deshalb dachte ich gar nicht gleich an so etwas. Doch da fällt mir etwas ein — die Heiligen

*

mögen uns verzeihen — ja, ja — in der Kirche haben Sie sich in mein Fräulein verliebt.«

»Nein, nein, ich bin ihr vielmehr nicht weniger als eilfmal begegnet, als sie mit ihrer Schwester spaziren ging, und zweimal lächelte sie mich an. O, Jacintha, es war ein Lächeln, wie Engel zu lächeln pflegen, ein Lächeln, welches das Herz erwärmt und die Seele läutert und nie wieder aus dem Gedächtniß entschwindet.«

»Na, ich habe wohl schon gehört, daß der Mann Feuer und das Weib Werg ist, aber das geht doch über alle Begriffe. Ha, ha, ha!«

»O scherzet nicht! Ich habe Euch ja auch nicht ausgelacht.«

»Nein, ich will auch nicht so undankbar und grausam seyn, über so etwas zu scherzen, aber dennoch — hi, hi, hi!«

»Jacintha, es ist durchaus nichts zu lachen. Ich verehre sie, wie Sterbliche die Heiligen verehren. Ich liebe sie so innig, daß ich, wenn ich jemals alle Hoffnung auf sie verlieren sollte, keinen Tag mehr leben möchte. Und nun habt Ihr mir gesagt, daß sie arm und bekümmert ist, und ich denke daran, wie sie so ruhig und sanft dahinwandelt — stets schwarz gekleidet, Jacintha — und welche freundliche Verbeugung sie mir macht, so oft wir uns begegnen, und wie sanft sie mich anlächelt, obschon ihr Herz von Trauer erfüllt ist. Was kann ich für sie thun? Wie soll ich sie unsichtbar mit meinem Ich umschweben — wie soll ich sie fühlen lassen, daß die Liebe eines Mannes jeden Schritt bewacht, den sie thut? Und, o Jacintha, wenn sie sich eines Tages herablassen sollte, zu fragen: Wer ist der Mann, den ich bis jetzt nur durch seine Hingebung kenne?«

»Diese Frage wird sie viel eher thun, als Sie zu glauben scheinen, junger Herr.«

»Glaubt Ihr das wirklich? Dann segne Euch Gott, Jacintha, aber es ist nicht edelmüthig, an den Lohn der Liebe zu denken. Nein, ich will mich nicht von selbstsüchtigen Beweggründen leiten lassen — ich will lieben und meine Liebe beweisen, mag nun Hoffnung für mich da seyn oder nicht. Liebe Jacintha, glaubt Ihr, daß Hoffnung für mich da sey?«

Nun konnte Jacintha nicht umhin zu fürchten, daß sehr wenig Hoffnung da sey, ihr Herz aber und seine sie so erwartungsvoll anblickenden Augen erlaubten ihr nicht es zu sagen.

»Die Hoffnung darf man nie aufgeben,« sagte sie, »ich werde Alles für Sie thun, was ich thun kann und Ihnen Alles erzählen was ich sehe, die Hauptsache aber ruht natürlich in Ihrer eigenen Hand. Der rechte Weg, solche Damen wie die meinen zu gewinnen, ist, wenn man sich ihrer würdig macht. Unter fünfzig Männern gibt es vielleicht kaum einen, der ein solches Herz verdient wie das Ihrige. Sie aber verdienen es, denn es gibt in der ganzen Welt kein weibliches Wesen, welches für Sie zu gut wäre.«

»Ach, Jacintha, schwatzt doch nicht solchen Unsinn! Ich fühle recht wohl meine Mängel. — Ehe ich gehe, bitte ich Euch nochmals, nicht zu vergessen, daß Ihr, wenn irgend etwas geschehen sollte, einen Freund außer eurem Hause habt.«

»Und Ihr eine zuverlässige Freundin in demselben.«

»Jacintha, ich bin zu glücklich, ich empfinde den Wunsch, allein zu seyn mit all' den Gedanken, die sich mir aufdrängen. Lebt wohl, Jacintha,« und mit diesen Worten rannte er fort wie besessen.

»Mein Hase! mein Hase! mein Hase!« kreischte Jacintha ihm nach.

»Ach ja! Ihr Frauenzimmer seyd auch der Kleinigkeiten stets eingedenk. Meine Gedanken dagegen sind ganz verworren. — Komm heraus, Hasel«

»Nein,« sagte Jacintha, »hier nicht; gehen Sie damit nach der Hinterseite des Schlosses und werfen Sie ihn über die Mauer.«

Jacintha ertheilte diesen Befehl in einem neuen Tone. Er klang nicht schroff, aber es lag doch etwas Gebieterisches darin, welches zu sagen schien: »Ich bin nun in dem Besitz deines Geheimnisses. Du bist in meiner Gewalt; Du mußt mir nun gehorchen, oder —«

Rivière that wie ihm befohlen und als er zurückkam, stand Jacintha eben im Begriff, das Schloßthor zu passiren. Sie drehte sich noch einmal herum und legte den Zeigefinger an den Mund, um dadurch die unverbrüchlichste Verschwiegenheit auf beiden Seiten anzudeuten. Er that dasselbe und somit trennten sich die Verschwornen.

IV.

Der für unsern jungen Freund so verhängnißvolle Tag war im Schloß Beaurepaire ein sehr trauriger. Es war der Jahrestag des Todes des Barons.

Die Baronin blieb den ganzen Vormittag auf ihrem Zimmer und genoß nichts als eine einzige Tasse verfälschten Kaffeh, welche Laura ihr brachte.

Um ein Uhr Mittags kam sie endlich herunter. Sie betrat nicht das Wohnzimmer. In der Halle fand sie zwei Blumenkränze, die an diesem traurigen Tage allemal für sie hingelegt wurden. Sie nahm sie in ihre Hand und ging damit

in den Park. Ihre Töchter sahen ihr von dem Fenster aus nach. Sie begab sich nach der kleinen Capelle, welche in dem Parke stand. Hier brannten zwei Wachskerzen und zwei frische Kränze waren bereits aufgehängt. Ihre Töchter waren schon vor ihr dagewesen.

Sie kniete nieder und betete stundenlang für das Seelenheil ihres Gemals. Dann erhob sie sich, hing einen Kranz auf und ging mit dem andern in der Hand langsam wieder fort. An dem Thore des Parkes empfing sie die kindliche Liebe in der Gestalt Josephinens, und die kindliche Liebe in der Gestalt Laura's sah ihr vom Fenster aus entgegen.

Josephine kam mit dem Ausdruck zärtlicher Besorgniß in ihren blauen Augen auf sie zu, umarmte sie und flüsterte halb fragend, halb vorwurfsvoll:

»Du hast ja deine Kinder noch!«

Die Baronin küßte sie und antwortete in halb schuldbewußtem Tone:

»Nein, Josephine, ich habe nicht gebetet, daß mich Gott von Euch hinwegnehmen möge — wenigstens nicht eher, als bis Ihr glücklich seyd.«

»Wir sind nicht unglücklich, so lange wir unsere Mutter haben,« entgegnete Josephine liebevoll, aber sehr unlogisch.

Sie schritten mit einander nach dem Hause, während die Baronin sich sanft auf den Arm ihrer Tochter stützte.

Zwischen dem Park und der Ecke des Schlosses befand sich ein kleiner Rasenplatz, welchen man in Beaurepaire die »Plaisance« nannte — ein Name, der sich nebst manchen andern Traditionen bis auf die jetzigen Bewohner vererbt hatte — und in der Mitte dieser Plaisance stand eine wunderschöne Eiche, welche nicht weniger als vierunddreißig Fuß im Umfange hielt.

Die Baronin näherte sich mit ihrem Rosenkranz in der Hand dem altehrwürdigen Baume. Dieser hatte einen verstümmelten Ast, welcher nach dem Hause zeigte. Die Baronin hing ihren Rosenkranz an diesen Stumpf. Die Sonne ging roth und ruhig unter. Ein breiter Rubinenstreif weilte noch auf den dunkelgrünen Blättern der ungeheuren Eiche.

Die Baronin betrachtete sie eine Zeit lang schweigend.

Dann redete sie die Eiche leise an und sagte:

»Du warst hier vor uns — Du wirst noch hier seyn, wenn wir nicht mehr sind.«

Eine krampfhafte Bewegung zuckte über Josephinens Gesicht, aber sie sagte nichts.

Sie gingen mit einander in das Haus.

Wir wollen ihnen folgen. Zuvor aber, lieber Leser, verweile noch einen Augenblick, ehe die Sonne untergegangen ist und betrachte die Eiche von Beaurepaire, während ich Dir sage, daß die Menschen nicht den tausendsten Theil von dem wußten, was sie hätte erzählen können, wenn die Bäume eben so gut athmen als sprechen könnten.

Die Baronin hatte nicht übertrieben. Der Baum war wirklich noch älter als selbst diese alte Familie. Es waren noch viele alte Familiendocumente vorhanden, in denen einige Vorfälle erzählt wurden, worin dieser Baum eine Rolle spielte.

Das älteste dieser Manuscripte war von einem Mönch, einem jüngeren Sohn des Hauses, vor ungefähr fünfhundert Jahren vor unserer Geschichte geschrieben. Dies würde uns nicht viel geholfen haben, glücklicherweise aber nahm sich der gute Mönch die Mühe, alle mündlichen Ueberlieferungen in Betreff dieses Baumes zu sammeln, welche sich aus noch weit älterer Zeit herschrieben, und gab ihnen als verständiger Mann

durch seine Feder eine bestimmte und dauernde Form. Er besaß eine abergläubische Ehrfurcht vor diesem Baum und diese hatte er wahrscheinlich auch von seinen Ahnen geerbt, eben so wie sie von ihm auf die ihm nachfolgenden Chronisten überliefert ward.

Die Quintessenz von all' diesem war mit kurzen Worten folgende.

Der erste Baron von Beaurepaire hatte sein Zelt unter einer schönen Eiche aufgeschlagen, welche in der Nähe eines Baches stand. Später baute er dicht daneben einen viereckigen Thurm und legte einen Graben an, welcher sowohl den Baum als auch den Thurm einschloß und durch das Wasser des genannten Baches gefüllt ward. Diese Einzelnheiten stimmten mit der gegenwärtigen Gestalt der Dinge und den dazwischenliegenden Nachrichten zu genau überein, als daß man hätte bezweifeln können, ob es noch derselbe Baum sey. In jener frühen Zeit scheint sein Umfang kein auffälliger gewesen zu seyn und dies beweist, daß er noch in die Länge wuchs. Anderthalbhundert Jahre aber, ehe der Mönch schrieb, war der Baum in der ganzen Umgegend wegen der Stärke seines Stammes berühmt geworden und in der Zeit des Mönches hatte er aufgehört an Höhe zuzunehmen, verrieth aber durchaus noch keine Spur von Hinfälligkeit. Der vorhin erwähnte verstümmelte Arm war früher ein langer starker Ast gewesen, der an einer Stelle in Folge einer seltsamen Ursache so glatt geworden war wie Sammt. Er befand sich nemlich in der Höhe eines ausgewachsenen Pferdes über dem Boden und die Ritter und Knappen pflegten, die erstern in voller Rüstung, sich darauf in ihren Voltigirkünsten zu üben. Der Mönch hatte dies als Knabe wohl tausendmal mit angesehen.

Das Mark des Baumes begann allmälig zu schwinden

und der schwere Ast fing nun an bedenklich zu knarren. Zu jener Zeit war man nicht gewohnt, einen heiligen Ast durch eine Reihe eiserner Pfähle zu stützen, wie jetzt. Man löste vielmehr die Schwierigkeit dadurch, daß man ihn bis auf ungefähr sechs Fuß von dem Stamme abhieb. Zweihundert Jahre später als der Baum beinahe hohl geworden, nagelte man eine plumpe eiserne Klammer in den Stamm hinein, welche drei Fuß weit herausragend den »Ritterast« stützte, denn so ward das verstümmelte Glied auch jetzt noch genannt.

Was hatte dieser Baum nicht alles mit angesehen, seitdem er zuerst grün und zart wie eine Kohlstaude aus dem Boden hervorsproßte und der Gnade des ersten Hasen oder Kaninchens preisgegeben war, welches seiner wehrlosen Existenz sofort hätte ein Ende machen können. Seitdem hatten Adler sich auf seinem Wipfel gewiegt und wilde Eber sich ohne Furcht vor den Menschen mit seinen Eicheln gemästet. Troubadoure hatten in seinem Schatten den Rittern und Frauen vorgesungen, welche ringsumher saßen oder auf dem Grase lustwandelten und liebende Blicke austauschend die Lieder des Minnesängers bekrittelten.

Er hatte gesehen, wie ein normännischer Herzog England eroberte und wie englische Könige in Frankreich einfielen und in Paris gekrönt wurden. Er hatte gesehen, wie ein Weib gewappnete Ritter in die Flucht schlug und wie die kriegerische Jungfrau dann mit Zustimmung der Elenden, die sie vertheidigt, und der Elenden, die sie geschlagen, von neidischen Priestern verbrannt ward. Die Bildhauer des Mittelalters hatten sich seine Blätter zum Muster genommen und treu die Natur nachahmend so manche Kirche damit geschmückt.

Schon war er hochbejahrt, als die Buchdruckerkunst erfunden ward und die Civilisation der Völker langsam über

Europa aufzudämmern begann. Er blühte und verwelkte in Frankreich, keimte und wuchs aber in Gallien. Und noch merkwürdiger — obschon er allem Vermuthen nach das Ende der Welt erleben wird, so war er doch auch ein Baum, welcher der alten Geschichte angehörte. Sein Greisenalter erwartet das tausendjährige Reich, seine erste Jugend aber gehörte jener großen Epoche an, welche die Geburt Christi, die Erbauung Roms und die Belagerung von Troja in sich einschließt.

Der Baum hatte auch in den Schicksalswechseln der Familie eine Rolle gespielt.

Er hatte mehren ihrer Angehörigen das Leben gerettet und andern es genommen. Einer der Herren von Beaurepaire, der von seinen Feinden dicht verfolgt ward, suchte rasch den Baum zu erreichen und versteckte sich ihn erkletternd theils hinter einem großen Ast, theils hinter dem dichten Schirm der Blätter. Der Feind rannte in der festen Voraussetzung, der Fliehende sey in das Schloß geeilt, hintendrein durchsuchte dasselbe und gerieth bei dieser Gelegenheit auch in den Keller, wo sich glücklicherweise ein Vorrath von gutem Malvasier befand. Auf diese Weise retteten die Eiche und der Wein dem zitternden Baron das Leben.

Ein anderer Baron von Beaurepaire ward in seinem Schlosse belagert und als er auf dem Walle stand, von einem Armbrustschützen erschossen, welcher sich kurz zuvor, ehe es Tag ward, unbemerkt auf diesem Baume versteckt hatte.

Ein junger Erbe von Beaurepaire kletterte, um zu einem Rabenneste zu gelangen, auf den Gipfel dieses Baumes, der damals viel höher war als jetzt, glitt aus, stürzte herab und starb am Fuße des Baumes. Seine Mutter verlangte in ihrem verzweiflungsvollen Schmerze, man solle diesen Baum

umhauen, der ihrem Sohne das Leben gekostet. Der Baron aber, ihr Gemal, weigerte sich und sagte: »Es ist genug, daß ich meinen Sohn verloren habe, ich will nicht auch noch meinen Baum verlieren.« Das Gefühl des Besitzes war stärker als die zeitweilige schmerzliche Erbitterung des Vaters. Nun kaufte die Mutter, wie die Chronik erzählt, fünfzehn Ellen schwarzen Sammt und spannte ein Leichentuch von dem Ritterast querüber nach der westlichen Seite bis zu einem andern Ast und verfluchte die Hand, welche es wieder entfernen würde, auch ging sie niemals wieder an dem Baume vorüber, sondern machte stets einen großen Umweg.

Und als sie starb und man sie in ihrem Sarge an dem Baume vorbei nach dem Parke tragen wollte, rief ihre Tochter aus dem Fenster herab, den Trägern zu: »Macht einen Umweg! Macht einen Umweg!« Und die Träger und das Gefolge machten einen Umweg. Und mit der Zeit verfaulte und vermoderte das Sammttuch und ward von den Winden zerrissen und hinweggeführt, und als die Hand der Natur, aber keine menschliche, auf diese Weise das Symbol des mütterlichen Grames beinahe vernichtet hatte, wurden noch zwei Stücke aufgehoben und unter den Familienreliquien aufbewahrt und der schwarze Sammt war schmutzigroth geworden.

Die Baronin that deshalb nichts Neues in dieser Familie, als sie ihren Rosenkranz an dem Ritterast aufhing, und in der That moderte auf der westlichen Seite ungefähr achtzehn Fuß hoch über dem Boden noch eine Ecke von einem Wappenschild, welches ein Erbe von Beaurepaire hier vor zweihundert Jahren angenagelt, als sein Vorfahr starb; »denn,« sagte er, »das Schloß ist von gestern, der Baum aber hat uns Alle kommen und gehen sehen.« Der Kern des Baumes war rund und rein hinweg. Er war hohl wie

eine Trommel und an keiner Stelle über acht Zoll dick, während auf der östlichen Seite ein Spalt gähnte, so hoch wie ein Mann und so breit wie eine Hausthür.

Darb pflegte auch in vollem Trabe seinen Schubkarren in den Baum hineinzufahren und darin stehen zu lassen.

Trotz dieser Aushöhlung und Verstümmlung wohnte aber nicht blos noch Leben, sondern auch noch Kraft in dieser hölzernen Schale. Die äußersten Enden der längeren Aeste waren mürbes Zunderholz, in der Mitte aber, wo der unverwüstliche Stamm noch Saft aus der Erde ziehen konnte, sproßten die grünen Blätter jeden Sommer zahllos wie Sand immer wieder von Neuem hervor. Die Blätter, die vor Jahrhunderten nach diesen Modellen in Stein gehauen worden, waren größtentheils zerbröckelt und entstellt, die zarten Vorbilder aber kamen jeden Sommer vollkommen und lieblich wieder zum Vorschein, als ob der Baum nur ihr älterer Bruder wäre. Dabei waren diese Blätter aus einer Ursache, die nur der Natur bekannt ist, weit dunkler und schöner als irgend ein anderer Baum hundert Meilen in der Runde aufzuweisen hatte, und standen so dicht, daß man, wenn man unter dem Baume nahe am Stamme stand, kaum den Himmel durchschimmern sah, und bildeten einen Dom von duftigen Smaragden, der in der goldenen Luft zitterte.

* * *

Und nun geht die Sonne unter — die grünen Blätter sind schwarz — der Mond geht auf und sein kaltes Licht beleuchtet die eine Hälfte des riesigen Stammes.

Wie feierlich und ruhig steht der große, runde Thurm von lebendigem Holze da, halb Ebenholz halb Silber, mit sei-

ner mächtigen Wolke von kohlschwarzen Blättern mit ihrem kaltleuchtenden Saume!

Jetzt ist die Stunde, wo es an der Zeit ist, die Worte der Burgfrau von Beaurepaire zu wiederholen: »Du warst hier vor uns — Du wirst noch hier seyn, wenn wir nicht mehr sind!«

Verlassen wir den ehrwürdigen König der Bäume, der so ruhig im Mondscheine dasteht und der Zeit trotzbietet, und folgen wir den Geschöpfen eines Tages, denn was sie waren, sind wir.

* * *

Wir treten in einen geräumigen getäfelten Saal. Die Wände sind schneeweiß mit sparsamen Goldverzierungen. Einige der Wandfelder zeigen schön in Holz geschnitzte Blumenguirlanden. Auch diese sind nicht mit Vergoldung überladen, denn nur hier und da zeigt sich von dieser eine Spur, gleich feurigen Zungen, welche durch unschmelzbaren Schnee hindurchzucken.

Längs der Wände standen Sopha's und Stühle mit kostbaren aber durch den Gebrauch ziemlich abgenützten Stoffen überzogen.

In einem kleinen entfernten Winkel des langen Gemachs saßen ein grauköpfiger Mann und zwei junge Damen auf Rohrstühlen um einen kleinen einfachen Tisch herum, auf welchem ein einsames Licht brannte. Nicht weit davon in dem Dämmerschein dieses Lichtes saß eine alte Dame in einem Lehnstuhl in tiefe Betrachtungen versunken. Sie dachte an die Vergangenheit und wagte die Zukunft kaum in's Auge zu fassen.

Josephine und Laura waren mit einer Näharbeit beschäftigt, der Doctor St. Aubin schrieb.

Zu wiederholten Malen schob er das Licht näher zu den Mädchen hin. Sie erhoben keinen Einwand dagegen, aber wenige Minuten darauf kam eine weiße Hand gekrochen wie eine Schlange und näherte das Licht wieder dem Manuscript des Doctors.

»Ist noch nicht Zeit zum Abendessen?« fragte der Doctor endlich.

»Wahrscheinlich noch nicht. Jacintha ist sehr pünktlich.«

»Das mag wohl seyn, aber ich habe einen innern Mahner, meine jungen Damen, und beiläufig gesagt, unser Diner war heute ätherischer als gewöhnlich.«

»Still! still!« sagte Josephine und warf einen unruhigen Blick auf ihre Mutter. Dann setzte sie flüsternd hinzu:

»Das Wachs ist so theuer.«

»Das Wachs — ah, entschuldigen Sie,« und der Doctor wendete sich schnell wieder seiner Arbeit zu.

Nach einigen Minuten blickte Laura auf und sagte:

»Ich wundere mich, daß Jacintha noch nicht kommt — die Stunde muß vorüber seyn.«

Und sie schaute in den dunkeln Raum des Zimmers hinein, als ob sie Jacintha kommen zu sehen erwartete. Sie sah aber sehr wenig, denn das geräumige Zimmer war für ihr Auge undurchdringlich. Auf der Hälfte des Weges von dem Lichte bis zur fernen Thür ward das Zwielicht dunkler und Alles war formlos und düster.

Stand man dagegen an der Thür, so sah man durch einen vierzig Fuß langen schwarzen Raum hindurch und die kleine Ecke schien in Feuer zu stehen, und die schönen Köpfe um

das Licht herum glänzend wie die Köpfe von heiligen Cäcilien oder Madonnen auf einer alterthümlichen Glasmalerei.

Endlich bemerkte Laura, daß die Thür sich öffnete und ein zweites Licht schien auf Jacinthens hübsches Bauerngesicht unter der Thür. Sie setzte ihr Licht draußen vor der Thür nieder, ward dann in dem finstern Theile des Zimmers unsichtbar, bis sie endlich dicht an dem Tische mit Servietten auf dem Arm wieder ins Licht heraustrat. Ehrerbietig nahm sie das Arbeitskästchen der jungen Damen, das Manuscript des Doctors dagegen ohne viele Umstände weg und begann den Tisch zu decken, wobei sie Josephinen einen Blick der Bewunderung zuwarf. Dann legte sie die Serviette auf und warf dabei wieder einen seltsamen Blick der Theilnahme und Bewunderung auf Josephinen.

Diesmal bemerkte es die junge Dame und sah die Dienerin fragend an, als ob sie eine Mittheilung erwartete. Jacintha aber schlug die Augen nieder und fuhr in ihren Dienstverrichtungen weiter fort.

Nun aber redete Josephine sie mit einem gewissen Instinct der Neugier an, um diesem Blick Gelegenheit zu geben, sich in Worten auszusprechen.

»Ich dächte, Du brächtest uns das Abendessen heute ein wenig spät — ist es nicht so, Jacintha?«

»Ja, gnädiges Fräulein, ich habe mehr als gewöhnlich zu thun gehabt,« und indem sie dies sagte, betrachtete sie Josephinen abermals mit ganz sonderbarem Blicke, verschwand in der Finsterniß und ward erst im Lichtschimmer der offenstehenden Thür wieder sichtbar.

»Bemerktest Du das?« fragte Josephine ihre Schwester.

»Was denn?« fragte Laura.

»Den Blick, den sie mir zuwarf.«

»Nein. Was denn für einen Blick?«

»Es war ein eigenthümlicher Blick — ein Blick der Neugier, oder man möchte fast sagen der Bewunderung — doch nein, es wäre unmöglich.«

»Ja wohl,« mischte St. Aubin sich ein. Dann setzte er nach einer Pause hinzu:

»Und dennoch ist es das hübscheste Gesicht im Zimmer.«

»Doctor!« rief Laura mit komischer Entrüstung.

»Entschuldigen Sie, liebes Kind. Ich dachte nicht gleich an Sie.«

»Wie können Sie sich unterstehen, meine Josephine hübsch zu nennen? Die Madonna hübsch! Ist das wohl ein Ausdruck, der für sie paßt? In der That, ich bin ganz entrüstet.«

»Fräulein Laura,« hob der Doctor wieder an, »erlauben Sie mir zu bemerken, daß Sie, wenn Sie Fräulein Josephine Ihre Josephine nennen, dadurch ein Monopol beanspruchen, welches Ihnen durchaus nicht zugestanden werden kann.«

»Aber,« fragte Laura in stolzem Tone »wem gehörte Josephine sonst als mir?«

Der Doctor nahm kaltblütig eine Prise, schien ein wenig nachzudenken und sagte dann: »Mir.«

»Vor zwanzig Jahren,« mischte eine Stimme vom Camin her sich ruhig ein, »vor zwanzig Jahren war Laura noch nicht geboren und unser guter Freund hier hatte Beaurepaire noch nicht gesehen. Wem gehörte Josephine denn damals, Ihr guten Leute?«

»Meiner guten Mama, der sie auch jetzt noch gehört,«

rief Josephine und lag im nächsten Augenblick ihrer Mutter zu Füßen.

„So ist's recht,“ sagte der Doctor zu Laura, „da sehen Sie die Folgen unseres unklugen Wettstreites. Eine dritte Person hat den Sieg davongetragen. Kommt denn das Abendessen heute gar nicht? Sind Sie nicht hungrig, mein Kind?“

„Ach ja — doch nein, nicht sehr.“

Ach leider waren sie, die Wahrheit zu sagen, alle hungrig. Die Sparsamkeit in diesem verarmten. aber ehrenwerthen Hause war so groß, daß die heute in der Capelle verbrannten Wachslichter das ohnehin frugale Mittagsmahl noch mehr beeinträchtigt hatten.

„Ah, da kommt sie!“ rief der Doctor.

Die Thür öffnete sich, Jacintha zeigte sich mit einem Präsentirteller in beiden Händen einen Augenblick lang im Scheine ihres Lichtes und ward dann, indem sie näher kam, unsichtbar.

Ehe sie wieder in den hellen Raum heraustrat. ging ihr ein seltsamer würziger Duft voran. Aller Augen wendeten sich neugierig dem ungewohnten Dufte zu, bis Jacintha mit drei gebratenen Rebhühnern in einer Schüssel hervortrat.

Man wußte nicht, was man denken sollte. Jacinthens Gesicht war feuerroth theils vom Braten, theils vom geheimen Stolz und Glück, aber sie verbarg dies wie überhaupt jeden Anschein von Gefühl hinter erheuchelter Apathie. Sie mied die Augen ihrer Herrschaft und entfernte aus dem Ausdruck ihres Gesichtes Alles, was darauf schließen lassen konnte, daß sie nicht jeden Abend ihres Lebens Rebhühner zum Souper servire.

Die jungen Damen blickten von den Rebhühnern auf Jacinthen und von Jacinthen auf die Rebhühner mit einer

stummen Verwunderung, welche durch das gleichgiltige Gesicht der Dienerin nicht vermindert ward.

»Das Abendessen ist aufgetragen, Frau Baronin,« sagte Jacintha mit einer ehrerbietigen Verbeugung und in mechanischem Tone, tauchte dann in das Dunkel, ward im Scheine ihres eigenen Lichtes wieder sichtbar, schloß die Thür und that nun dem Ausdruck ihrer Züge nicht länger Gewalt an. Von Frohlocken und Freude strahlend ging sie hinunter in ihre Küche und fing an zu weinen, während sie zugleich ihre kupfernen Pfannen mit einer unerhörten Schnelligkeit und Energie zu scheuern und zu putzen begann.

»Rebhühner, Mama!« rief Laura, »was wird denn unser nächstes Gericht seyn?«

»Fasane, hoffe ich,« rief der Doctor heiter. »Und dann werden Hasen kommen, bis königliches Wildpret den Beschluß macht. Erlauben Sie mir, meine Damen.«

Und er begann eifrig die Rebhühner zu tranchiren.

Natur bleibt Natur und zwei Paar blaue Augen verklärten sich und weilten mit schüchternem Verlangen auf dem duftigen, zarten Gericht.

Dennoch aber als St. Aubin Josephinen einen Flügel präsentirte, lehnte sie ihn ab.

»Kein Rebhuhn?« rief der Gelehrte vor Erstaunen außer sich.

»Heute nicht, lieber Freund — es ist heute kein Festtag.«

»Ach ja! Wo hatte ich denn die Gedanken?« sagte der arme Doctor.

»Aber Sie sollen deswegen nicht zu kurz kommen,« setzte Josephine sogleich hinzu. »Wir wollen uns wenigstens das Vergnügen machen, Sie davon essen zu sehen.«

„Was," entgegnete St. Aubin, „bin ich nicht Einer von den Ihren?"

Die Baronin hatte kein Wort von diesem Zwiegespräch verloren. Sie erhob sich von ihrem Stuhl und sagte ruhig:

„Sowohl Sie, lieber Doctor, als auch Josephine und Laura werden mir das Vergnügen machen, mich zusehen zu lassen, während Sie diese Rebhühner schmausen."

„Aber Mama!" riefen Josephine und Laura wie aus einem Munde.

„Ich will es," entgegnete die Baronin kalt.

Es waren dies Worte, welche die Baronin so selten aussprach, daß in der Regel Niemand etwas darauf zu entgegnen wagte.

Der Doctor tranchirte demgemäß und legte den jungen Damen und sich vor.

Als sie alle ein wenig gegessen hatten, entspann sich eine leise Discussion zwischen Laura und ihrer Schwester. Endlich verstand St. Aubin die Worte:

„Es ist vergebens — selbst Du besitzest nicht Einfluß genug dazu, Laura."

„Wir werden sehen," entgegnete Laura, indem sie zugleich den Flügel eines Rebhuhnes auf einen Teller legte und sich ruhig von ihrem Sitz erhob. Sie nahm den Teller und setzte ihn auf den kleinen Arbeitstisch, der neben ihrer Mutter stand. Die Andern thaten, als ob sie an weiter nichts dächten, als an's Essen, während sie doch mit gespitzten Ohren lauschten.

Die Baronin sah Laura mit einer verwunderten Miene an, die gerade nicht sehr ermuthigend war, und da Laura nichts sagte, so erhob sie endlich ihre aristokratische Hand mit

nicht gerade schroffer, aber doch entschiedener abweisender Geberde.

Die unerschrockene kleine Laura legte ihre Hand sanft auf die Schultern der Baronin und sagte zu ihr in demselben festen Tone, in welchem vorhin die Baronin gesprochen:

»Er will es, meine Mutter!«

Die Baronin betrachtete einige Augenblicke lang unverwandt und schweigend das schöne junge Antlitz — dann dachte sie nach. Endlich sagte sie:

»Wohlan, es ist seine Tochter, welche mir sagt: Er will es! Ich gehorche.«

Laura kehrte wie ein siegreicher Ritter aus den Schranken frohlockend und mit nur einer nassen Augenwimper zu ihren Tischgenossen zurück die sie mit freudestrahlendem Blicken empfingen.

So liebten sie einander in diesem großen zusammenbrechenden Hause. Ihre Vertraulichkeit hatte nichts Unzartes. Als eine Form nicht der Gewohnheit, sondern der Zuneigung ging sie unabänderlich mit dem rücksichtsvollsten Zartgefühl Hand in Hand.

Die Baronin begab sich an diesem Abend ziemlich früh zur Ruhe.

Nicht sobald war sie fort, als zwischen den beiden Schwestern ein eifriges Gespräch begann. Es ward anfangs in leisem Tone geführt, um St. Aubin bei seiner gelehrten Arbeit nicht zu stören.

»Hat sie denn etwas gehört?« hob Josephine an.

»Von unserem hartherzigen Gläubiger? Von dem angedrohten Verkauf des Schlosses meinst Du wohl?« entgegnete Laura. »Ich weiß es nicht.«

»Laura, sie sagte heute einige Worte zu mir, welche mich sehr beunruhigen, obschon ich ihr nicht darauf antwortete. Sie sagte — wir standen gerade bei der großen Eiche — Du warst hier vor uns — Du wirst auch nach uns noch hier seyn.«

»O, mein Himmel, wer hat es ihr denn gesagt? Ist vielleicht Jacintha so wahnsinnig gewesen?«

»Dieses treue Geschöpf? O nein! Als sie es mir erzählte, war ihre größte Besorgniß die, daß die Mutter es erfahren könnte.«

»Möge,« fiel St. Aubin hier ein, »der Himmel sie segnen, daß sie eben so viel Verstand als Treue besitzt. Die Baronin darf dies nicht eher erfahren, als bis die Gefahr vorüber ist. Die arme Frau! Die fortwährende Angst würde sie furchtbar erschüttern.«

»Sie haben also gehört, was wir so eben sprachen?« fragte Josephine.

»Jedes Wort,« entgegnete der Doctor. »Ich will diese Schmiererei weglegen, für welche sich blos mein Kopf, aber nicht mein Herz interessirt, und mich lieber mit Ihnen berathen, ob sich dieses neue Unglück nicht abwenden läßt. Wer hat denn gedroht, Beaurepaire zu verkaufen?«

»Ein einziger Gläubiger,« antwortete Josephine. »Seinen Namen aber konnte mir Jacintha nicht nennen.«

»O, der wird sich leicht ermitteln lassen, bemerkte St. Aubin. »Was nun jene Worte Ihrer Frau Mutter betrifft, so lassen Sie sich dadurch weiter nicht beunruhigen. Sie haben denselben eine etwas forcirte Auslegung gegeben, liebe Freundin.«

»Meinen Sie wirklich, Doctor?«

»Ihre Frau Mutter ist eine alte Dame, welche fühlt, daß ihre Kräfte immer mehr abnehmen.«

»Was sagen Sie, Doctor!« rief Josephine erschrocken, »wir wollen doch nicht hoffen, daß —«

»Sie stand einem alten Baume gegenüber und dabei drängte sich ihr ungefähr der Gedanke auf: Auch Du bist alt — viel älter als ich, aber dennoch wirst Du mich überleben.«

»Aber,« bemerkte Laura, »sie sagte ja »uns« und nicht »mich.«

»Darauf kommt nicht viel an,« entgegnete der Doctor. »Damen drücken sich nicht allemal ganz präcis aus.«

»Was Sie da sagen, lieber Freund, ist sehr scharfsinnig,« bemerkte Josephine, »aber dennoch glaube ich nicht, daß es das ist, was meine Mutter meinte.«

»Aber dennoch ist es die einfachste Deutung ihrer Worte.«

»Das gebe ich zu.«

»Nun, können Sie mir einen haltbaren Grund angeben, aus welchem diese fast sich von selbst verstehende Interpretation zu verwerfen ist?«

»Nein. Wenn man aber die Züge und die Stimme eines Menschen so genau kennt wie ich die meiner lieben Mama, so liest man darin oft Dinge, welche ein Anderer aus den bloßen gesprochenen Worten nicht herauszuhören vermag.«

»Das ist wohl leere Einbildung. Ich fühle, daß es so scheinen kann.«

»Mir nicht,« mischte Laura sich wieder ein. »Mir ist die Sache so einfach und klar wie der Tag.«

»Ja, Ihnen vielleicht, kleine Enthusiastin,« entgegnete St. Aubin. »Ich dagegen habe die unglückliche Angewohn-

heit, einen haltbaren Grund zu verlangen, wenn ich zu irgend einer aufgestellten Behauptung meine Zustimmung geben soll.«

»Das ist allerdings eine sehr unglückliche Angewohnheit,« sagte Laura. »Aber liebe Josephine, sage mir, von welcher Art war das Gefühl, welches unsere Mutter durch die Art und Weise, wie sie diese Worte sprach, in dir anregte?«

»Ja, dies will ich Dir sagen,« entgegnete Josephine, indem sie leicht ihre glatte Stirne runzelte und dann die Augen unverwandt auf einen Punkt heftend langsam fortfuhr: »Unsere Mutter hatte nicht die Absicht, die Dauer des irdischen Lebens mit dem eines Baumes zu vergleichen.«

»Petitio principii,« sagte der Doctor ruhig.

»Andererseits,« fuhr Josephine fort, ohne auf die ihr unverständliche Bemerkung des Doctors zu achten, »würde sie, wenn sie von dem uns drohenden Unglücke gehört hätte, sich nicht weniger allgemein ausgedrückt haben? Hätte sie dann nicht lieber mich als den Baum angeredet? Ich glaube daher, daß unsere liebe Mutter nur im Allgemeinen eine Ahnung hatte, daß wir von diesem geliebten Orte vertrieben werden sollen, und dieser Anblick fand beim alten Genossen unserer Schicksale Worte. Selbst aber wenn dies die rechte Auslegung ist, kann ich nicht ohne Zittern sie der wirklichen Wahrheit so nahe kommen sehen, denn ich kenne ihren Scharfsinn, und wenn es jemals ihr zu Ohren kommen sollte, daß — meine arme, arme Mutter!«

»Es wird niemals geschehen, meine liebe junge Freundin — es wird niemals geschehen. Beaurepaire zu verlassen wäre für die Baronin eben so schlimm, als in den Tod zu gehen.«

»Sagen Sie das nicht, Doctor!« rief Josephine.

»Wir wollen,« bemerkte Laura, »gegen unser Unglück ankämpfen, es uns aber nicht schwerer vorstellen, als es ist. Unsere Mama würde dann immer noch die Liebe ihrer Töchter besitzen.

»Es wäre vergeblich uns selbst täuschen zu wollen,« entgegnete St. Aubin. »Von Beaurepaire getrennt, würde die Baronin keinen Monat mehr leben. In ihrem Alter hängt der Mensch, Mann oder Weib, nur noch durch seine Gewohnheiten am Leben. Man führe sie hinweg aus diesem Schlosse, von der kleinen Capelle, wo sie jeden Tag für die ewige Ruhe ihres Gemals betet, von ihrem Platze auf der sonnenhellen Terrasse und von allen Erinnerungen, die sie hier umgeben, und es wird nicht lange dauern, so neigt sie ihr Haupt und stirbt.«

Der gelehrte Mediciner, der, indem er diese Worte sprach, eines seiner Steckenpferde in der Nähe erblickte, ergriff es sofort und schwang sich darauf. Er begann nemlich sofort eine wunderbar gelehrte scharfsinnige, aber sehr unzeitige Abhandlung über die menschliche Lebenskraft und Lebensdauer, durch welche er endlich bewies, daß es der Geist ist, welcher den Körper des Menschen bisweilen bis in das achtzigste Jahr oder noch länger am Leben erhält. Er theilte seinen Zuhörerinnen mit, er habe während seiner frühern Studien eine Menge Geschöpfe — Frösche, Kaninchen, Hunde, Männer, Weiber, Pferde, Schafe, Eichhörnchen, Füchse, Katzen u. s. w. sorgfältig secirt und in den Organen des Menschen keine andere Eigenthümlichkeit, durch welche sich diese auffallende lange Lebensdauer erklären ließe, entdeckt, als in dem Gehirn oder den Organen des Geistes. Von hier ging er auf die lange Lebensdauer der Menschen von zufriedener ruhiger Gemüthsart, und die Hinfälligkeit der von Sor-

gen oder heftigen Begierden gequälten über. Er setzte diesen jungen Damen sogar auseinander, warum kein unverheiratheter Mann jemals das volle Menschenalter erreicht hat, welches er gefällig genug war auf hundert und zehn Jahre festzusetzen.«

»Eine Frau,« setzte er erläuternd hinzu, »ist für ein langes Leben wesentlich nothwendig. Sie ist der Ableiter für die Hälfte der Sorgen eines Mannes und für zwei Drittheile seiner üblen Laune.«

Nach vielen dergleichen Abschweifungen, die vor einem ganz andern Auditorium am rechten Ort gewesen wären, kam er wieder auf die Baronin zurück. Nun gewann sein Herz wieder das verlorene Uebergewicht über seinen Kopf und er schloß seinen ziemlich frostigen Vortrag mit einem tiefen Seufzer.

»Ach, Doctor,« rief Laura, »was sollen wir beginnen?«

»Ich habe schon meinen Entschluß gefaßt,« entgegnete er. »Ich werde mit Perrin, dem Notar, sprechen.«

»Aber den haben wir ja beleidigt!«

»O, nicht erheblich. Ueberdies hatte die Baronin Unrecht.«

»Mama hätte Unrecht gehabt?«

»Ja, ihr Unrecht war allerdings zu entschuldigen, aber es kann kein Zweifel obwalten, daß sie wirklich Unrecht hatte. Sie war ohne hinreichenden Grund ungestüm und hitzig. Herr Perrin ertheilte ihr den Rath allerdings nicht eines zartfühlenden Geistes, wohl aber eines Freundes, dem ihr Interesse am Herzen lag. Er hat Ihrer Familie viel zu verdanken. Jetzt kann er diese Dankbarkeit beweisen, ohne sich selbst ein Opfer aufzulegen und dies, glaube ich, ist ein Aufschwung des

Dankgefühls, dessen selbst ein Notar fähig ist. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Fräulein Josephine?«

Josephinens Antwort war mehr weiblich als treffend.

»Ich bin schon einmal so unglücklich gewesen, von der Ansicht meines besten Freundes abzuweichen,« antwortete sie und schlug, ihren Urtheilsspruch erwartend, die Augen zu Boden.

»Sie fürchtet sich mit der Sprache herauszugehen,« rief Laura; »so sprich doch!«

»Wohlan, lieber Freund,« hob sie wieder an, »Herr Perrin flößt mir kein großes Vertrauen ein.«

»Hm, haben Sie denn etwas zu seinem Nachtheile gehört?« fragte der Doctor.

»Nein,« antwortete sie; »meine Vermuthungen gründen sich blos auf das was ich gesehen habe. Wir wollen hoffen, daß ich mich irre. Du mußt bemerkt haben, Laura, daß das Gesicht dieses Mannes einen ganz andern Ausdruck hat, wenn er auf seiner Hut ist, als wenn er dies nicht ist. Auch seine Stimme ist nicht offen. Sie ist nicht ein echter Theil seines Ich, wie die Ihrige, lieber Doctor, und zweitens ist es auch nicht blos eine.«

»Was der Teufel! Hat er denn zwei Stimmen?«

»Ja und vielleicht noch mehr. Wenn er in diesem Zimmer ist, dann ist seine Stimme — wie soll ich denn gleich sagen — künstlicher Honig.«

»Sage lieber Syrup,« unterbrach sie Laura.

»Du hast das rechte Wort ausgesprochen, Laura — das war es, worauf ich mich nicht sogleich besinnen konnte. Außerhalb unseres Hauses aber habe ich ihn ganz anders in gebieterischem, zornmüthigem, ich hätte fast gesagt brutalem

Tone sprechen hören, ja und das Schlimmste ist, diese böse Stimme war seine eigentliche.«

»Woher wissen Sie das?«

»Woran ich dies hörte, kann ich Ihnen nicht sagen, lieber Freund. Ein gewisses Etwas verrieth es mir.«

»Aber dennoch werden Sie einen haltbaren Grund dafür anführen können,« sagte der Doctor hinterlistig.

»Nein, lieber Freund,« sagte Josephine, »Gründe anführen ist nicht meine starke Seite. Bedenken Sie, daß ich kein Gelehrter, sondern nur ein einfältiges Mädchen bin. Meine Meinung von diesem Menschen beruht auf einem Instinct, nicht auf Gründen.«

Das Gesicht des Doctors nahm einen fast herausfordernden Ausdruck an.

Josephine sah dies, aber sie ließ sich nicht so schnell reizen. Sie lächelte blos wehmüthig.

Laura dagegen warf sich sofort zu ihrer Vertheidigerin auf.

»Lieber wollte ich mich auf Josephinens Instinct verlassen, als auf alle Gründe sämmtlicher Gelehrten in Frankreich!« rief sie.

»Laura!« rief Josephine in verweisendem Tone, indem sie die Augen wieder emporrichtete.

»Was sind Gründe? So viel als nichts!« rief Laura in verächtlichem Tone.

»Oho, das wäre doch ein wenig zu stark!« rief Saint-Aubin lächelnd.

»Ja wohl, ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe!« rief die kleine vorwitzige Laura. »Es lassen sich für die Wahrheit stets eben so viele Gründe anführen, als dagegen. Die Jansenisten haben Bücher voll Gründe. Die Jesuiten wissen

eben so viele dagegen geltend zu machen. Die Calvinisten und alle Ketzer haben dicke Bände voll Gründe. Josephine hat daher Recht und Sie haben Unrecht, lieber Doctor.«

»Ein trefflich durchgeführter Schluß. Leider kann mich derselbe blos einschüchtern, aber nicht überzeugen.«

»Ihr Fehler, lieber Doctor, liegt darin, daß Sie ihr antworten,« bemerkte Josephine, »das ermuthigt sie, diese kleine Tyrannin, die uns alle mit eiserner Ruthe beherrscht. Komm her, mein Kind, ich will Dir für deine Keckheit einen Kuß geben, aber dann schweige. Theilen Sie uns Ihren Plan mit, Doctor, und Sie können auf Laura's Mitwirkung eben so bestimmt rechnen, als auf die meine. Ich bin es, die Ihnen dies sagt.«

»Damit hat sie wieder Recht, Doctor,« bemerkte Laura, indem sie ihn über die Schulter ihrer Schwester hinweg ansah.

Auf diese Weise ermuthigt, theilte Saint-Aubin den Schwestern mit, daß er, ohne die Baronin zu compromittiren, an Herrn Perrin schreiben und ihn zu einer Unterredung einladen wolle.

»Der Erfolg ist fast mit Gewißheit vorauszusehen,« setzte er hinzu. »Der hartherzige Gläubiger wird durch Uebertragung der Anleihe bezahlt und Alles ist dann gut. Mittlerweile liegt auch gar kein Grund vor, zu verzagen, denn es ist ja nicht als wenn mehre Gläubiger mit einander übereingekommen wären, den Verkauf zu erzwingen. Jetzt haben wir es blos mit einem zu thun, und zwar mit dem unbedeutendsten von allen.«

»Wirklich? Ich hoffe, daß dem so sey. Was veranlaßte Sie zu dieser Voraussetzung?« fragte Josephine.

»Ich weiß es,« entgegnete der Doctor.

Die Mädchen sahen einander an.

»O, Sie haben durchaus keinen Concurrenten in mir zu fürchten, welcher sich einbildete, einen eben so untrüglichen Instinct zu besitzen, wie Sie, meine schönen Freundinnen,« antwortete Saint-Aubin. »Mein Instinct ist so schwach, daß ich zu jenem verächtlichen Bundesgenossen, dem Verstand, welcher Gründe aufsucht, meine Zuflucht nehmen muß. Die Sache verhält sich so. Unsere großen Gläubiger sind reiche Leute und solche lassen ihre Gelder, dafern sie sonst sicher angelegt sind, ruhig stehen, so lange sie nicht gezwungen sind, sie anders zu placiren. Der kleine Hypothekeninhaber dagegen, der vielleicht kein Capital weiter zu überwachen hat, als ein einziges kleines Darlehen, um welches er auf eben so geräuschvolle Weise besorgt ist wie eine Henne mit einem einzigen Küchlein — dieser ist der lärmsüchtige Gläubiger, der unerbittliche kleine Egoist, welcher bei der ersten Möglichkeit, einen Kronthaler zu verlieren, selbst das Paradies zur Subhastation bringen möchte. Gehen Sie daher zu Bett, meine Kinder, und schlafen sie ruhig. Der Himmel wacht über Ihnen und mein grauer Kopf entsagt seinen Chimären, wenn Ihr Lebensglück in Gefahr ist.«

Die jungen Damen begaben sich, durch die Zuversicht ihres Freundes in hohem Grade wieder beruhigt und getröstet, zu Bett, er aber ging mit plötzlich ganz verändertem Wesen bis ein Uhr Morgens im Zimmer auf und ab. Seine Stirn war gerunzelt und seine Miene traurig, und wenn sein Vertrauen kein erheucheltes gewesen war, so schwand es doch sofort hinweg, als er Niemanden mehr zu trösten oder zu widerlegen hatte.

Um ein Uhr Morgens setzte er sich endlich nieder und schrieb an den Notar. Sein Brief, das Ergebniß vielen Nachdenkens, war ziemlich gewandt.

Er beklagte die Empfindlichkeit der Baronin, gab zu verstehen, daß sie dieselbe wahrscheinlich schon bereut habe und erklärte, er für seine Person sey gleich von Anfang an der Meinung gewesen, daß er, der Notar, Recht habe. Wenn er daher sein Bedauern über dieses eingetretene gespannte Verhältniß theile, so böte sich ihm jetzt Gelegenheit dar, mit Ehren wieder seinen frühern Platz als Freund der Familie einzunehmen. Schließlich bat der Schreiber des Briefes um eine mündliche Unterredung.

Wir wollen diesem Briefe folgen.

Am nächsten Nachmittag ward er dem Notar eingehändigt.

Als dieser ihn las, entschlüpfte seinen Lippen ein einziges Wort.

»Sonderbar!« sagte er.

Sofort schrieb er eine Antwort.

Saint-Aubin freute sich über diese Antwort und die Schnelligkeit, womit sie erfolgte, nicht wenig. Er rief die Mädchen beiseite und las ihnen den erhaltenen Brief vor. Sie horchten mit gespannter Erwartung. Herr Perrin schrieb, er habe das Ungestüm der Baronin, wofür sich so viele Entschuldigungsgründe anführen ließen, durchaus nicht übel genommen. Er sey vielleicht durch seinen eigenen indiscreten Eifer, ihrem Interesse zu dienen, an dem eingetretenen Zerwürfniß Schuld gewesen. Deshalb hoffe er, Doctor Saint-Aubin werde ihm einen Weg bezeichnen, auf welchem er diese Interessen auch ferner fördern könne, ohne der Baronin lästig zu fallen. Uebrigens sey er bereit, sowohl dieser als auch dem Doctor zu jeder beliebigen Stunde, die man ihm nennen würde, seine Aufwartung zu machen.

»Da!« rief Saint-Aubin, »ist das nicht der Brief eines

Freundes und eines ehrlichen Mannes oder auf alle Fälle eines ehrlichen Advocaten?«

»Ach ja, aber ist er nicht ein wenig zu unschuldig?« bemerkte Josephine. »Ist eine solche totale Selbstverläugnung wohl natürlich — besonders bei einem Advocaten?«

»Kinderei!« entgegnete der Doctor halb ärgerlich. »Diese Antwort ist nicht blos ein freundschaftlicher, sondern auch ein höflicher Brief. Die Höflichkeit redet stets eine Sprache, welche dem Egoismus entgegengesetzt und folglich aufrichtig ist. Es muß doch auch einem Advocaten erlaubt seyn, sich höflich auszudrücken.«

»Das ist wahr — darf ich den Brief einmal selbst lesen?«

Josephine las den Brief aufmerksam, als ob sie die versteckte Bedeutung einer jeden einzelnen Sylbe herausfinden wollte. Mit einem halben Seufzer gab sie ihn zurück.

»Ich wollte, er hätte eine Stimme und Augen, dann könnte ich vielleicht eher eine bestimmte Meinung darüber fassen — wir wollen indeß das Beste hoffen.«

»Das ist auch meine Ansicht!« rief der Doctor in heiterem Tone. »Binnen achtundvierzig Stunden wird der Mann selbst hier seyn. Ich werde ihm schreiben, daß er nicht vergessen soll, seine Stimme und seine Augen mitzubringen. Uebrigens kommt er höchst wahrscheinlich auf seinem kleinen kugelrunden Pferdchen, welches eben so unzertrennlich von ihm zu seyn scheint.«

Und auf diese Weise suchte der gutmüthige Doctor den Muth seiner jungen Freundin aufrecht zu erhalten und entlockte ihren besorgten Mienen ein Lächeln.

»Sonderbar!« sagte der Notar.

Eine räthselhafte Bemerkung, doch glaube ich, die Bedeutung derselben fast errathen zu können. Sicherlich bezog sich dieselbe auf den nachstehend erzählten kleinen Auftritt, der fünf Tage zuvor stattfand, ehe der Notar den Brief des Doctors erhielt.

Vor einem kleinen Gehöftes, zwei Meilen von Beaurepaire, stand ein kleines braunes dickes Pferd mit weißer Mähne und Schweif. Es war an ein spiralförmiges Stück Eisen angebunden, welches in der Mauer des Hauses zu diesem Zwecke befestigt war.

Der Besitzer dieses Gehöfte war ein Mann, der allgemein gefürchtet ward, denn er war einer von den Menschen, welche schmeicheln oder drohen können, je nachdem es ihrem Zwecke entspricht. Jetzt jedoch befand er sich eben in Händen, die mit ihm umzugehen wußten. Der Besitzer dieses kleinen dicken Pferdes sprach mit ihm in seiner eigenen Küche, so wie Vorgesetzte mit Untergebenen zu sprechen pflegen, oder vielmehr wie selbst ein Vorgesetzter nur selten mit irgend Jemanden zu sprechen pflegt.

Der Besitzer des Gehöftes — sein Name war Bonard — wartete seinerseits den Augenblick ab, wo er seinen Besucher mit einer Flut von Flüchen und Schimpfreden überhäufen und ihn zum Hause hinauswerfen konnte. Mittlerweile aber suchte er erst zu erfahren, wo der Notar eigentlich hinauswolle.

„Also Ihr sprecht davon, meiner Freundin, der Baronin, ihr Schloß verkaufen zu lassen?“ sagte Perrin in stolzem Tone.

„Ich habe meine halbjährigen Interessen noch nicht be-

zahlt erhalten,« entgegnete Bonard ruhig. »Sie waren schon vor zwei Monaten fällig.«

»Habt Ihr schon Schritte in dieser Beziehung gethan?«

»Noch nicht, ich werde aber heute Nachmittag zum Maire gehen, — wenn Sie nemlich nichts dagegen haben.«

Diese letzten Worte wurden in unverkennbar ironischem Tone gesprochen.

»Dann wäre es besser für Euch, wenn Ihr ein Bein brächet und zu Hause bleiben müßtet.«

»Wie so?«

»Weil Ihr verloren seyd, wenn Ihr es thut.«

»Darauf will ich es ankommen lassen. Ha! ha! ha! Ihre Freunde haben jetzt außer Ihnen Niemand, der Ihre Partie gegen mich nähme und Sie sind nicht der Mann, der für andere Leute Schulden bezahlt.«

»Ich sage Euch, sie haben einen Freund, der Euch vernichten wird, wenn Ihr die Gemeinheit begeht, das Schloß Beaurepaire wegen eurer erbärmlichen sechstausend Francs zur Subhastation bringen zu wollen.«

»Und wer ist dieser Freund, wenn ich fragen darf?«

»Das werdet Ihr erfahren, sobald es Zeit ist. Jetzt wollen wir von etwas Anderem sprechen. Ihr seyd eurem Vetter François zwölftausend Francs schuldig.«

Bonard wechselte die Farbe.

»Woher wissen Sie das? Er versprach mir doch, keiner Seele etwas davon zu sagen.«

»Als er es versprach, wußte er nicht, daß Ihr die Absicht hattet, Euch zu betrinken und auf seine Frau zu schimpfen.«

»Ich habe mich niemals betrunken und eben so wenig seine Frau geschimpft.«

»Da lügt Ihr, lieber Freund.«

»Na, wenn ich es nun auch gethan hätte — ein Wort ist kein Pfeil. Er braucht sich darüber gar nicht aufzuhalten, denn er selbst behandelt seine Frau noch viel schlimmer — er prügelt sie.«

»Sie sagt nichts davon. Dies gehört aber auch weiter nicht hierher. Es gibt Frauen, welche sich gern prügeln lassen, aber ich zweifle, ob es eine einzige gibt, welche sich Schimpfreden gefallen ließe. Frau Brocard hat Euch daher eine Lehre gegeben, die Schwachen nicht zu beleidigen — ganz besonders nicht die Schwachen, welche stark sind, nemlich Frauen. Die hier in Frage befangene war so stark, daß sie François bewog, seine Forderung an einen ehrlichen Mann zu verkaufen, welcher sofort bezahlt seyn will.«

»Sie scherzen wohl, Herr Notar? Wie kann ich gleich auf der Stelle zwölftausend Francs bezahlen? Er möge mir Zeit lassen und Jacques Bonard wird wegen zwölftausend Francs noch nicht in Verlegenheit gerathen, das wissen Sie, Herr Notar.«

»Ich weiß, daß Ihr, um diese Summe zu bezahlen, eure Getreidevorräthe, eure Pferde, eure Stühle und Tische, ja sogar das Bett verkaufen müßtet, auf welchem Ihr schlaft.«

»Nein, nein, ich kann schon bezahlen, besonders wenn Sie ein gutes Wort für mich einlegen, Herr Notar, und ich weiß, daß Sie dies thun werden, denn ich will zehn gegen eins wetten, daß mein neuer Gläubiger, den der Teufel holen möge, Ihnen bekannt ist.«

»Allerdings.«

»Na, dann ist es schon gut. Sie sind in dem ganzen Departement geachtet und angesehen, Herr Notar, und ich

stehe dafür, daß Sie ihn um den Finger wickeln können, mag er seyn, wer er wolle.«

»Das kann ich auch.«

»Nun da ist mir eine große Last vom Herzen. Wohlan, Herr Notar, vor allen Dingen, wer ist der Mann, wenn ich fragen darf?«

»Ich bin es.«

»Sie?«

»Ja, ich.«

»O weh, was ist denn da zu thun?«

»Könnt Ihr mich bezahlen?«

»Das kann ich, aber Sie müssen mir Zeit lassen.«

»Wenn Ihr mir Sicherheit gebt, sonst nicht.«

»Das will ich recht gern. Welche Sicherheit verlangen Sie?«

Der Notar beantwortete diese Frage durch die That.

Er fuhr mit der Hand in die Tasche und zog ein Pergament heraus.

Bonard machte große Augen.

»Dies ist eine Schrift, durch welche Ihr mir Anspruch auf eure Forderung an dem Schlosse Beaurepaire zugesteht.«

»Doch nicht etwa eine Cession?« fragte Bonard.

»Nein, durchaus keine Cession, sondern vielmehr ein Document, durch welches Ihr Euch bei Vermeidung einer Conventionalstrafe von zwanzigtausend Francs verbindlich macht, eure Forderung weder zu cediren noch zu verkaufen, noch auf Subhastation des Schlosses anzutragen.«

Bonard stöhnte.

»Ruft einen Zeugen herbei und unterschreibt.«

Bonard ging nach dem Fenster, öffnete es und rief einem Mann, der auf dem Hofe arbeitete, zu:

»Heda, Georg! Komm einmal herein.«

Als er sich von dem Fenster wieder herumdrehte, sah er, daß der Notar ein zweites Document aus seiner andern Tasche zog. Es war aber diesmal kein Papier, sondern Pergament.

Bonard erschrak.

»Was! noch eins!« rief er.

»Es betrifft blos die Feststellung der Zinsen — weiter nichts.«

»Welcher Zinsen denn? Der unsern? Die sind ja schon auf drei Procent festgesetzt.«

»Sie waren es, ich bin aber nicht so einfältig. mein Geld zu drei Procent zu verborgen. Ihr verborgt das eure auch nicht so wohlfeil, sondern nehmt der Baronin volle sechs Procent ab.«

»Aber was hat das hiermit zu schaffen? Ich nehme, was ich bekommen kann, bezahlen aber kann ich sechs Procent nicht.«

»So viel verlangt man auch nicht von Euch. Ich bin kein Wucherer. Ich verleihe das wenige Geld, was ich verleihen kann, zu fünf Procent, und bitte Euch demgemäß zu unterschreiben.«

»Nein, nein,« rief Bonard, »das können Sie nicht thun. Drei Procent sind die Bedingung, unter welcher diese Anleihe gemacht ward, und was einmal abgemacht ist, dabei muß es auch bleiben.«

Der Notar fuhr plötzlich in die Höhe.

»Bezahlt mir zwölftausend Francs!« rief er wild, »oder ich leere eure Scheuern und vertreibe Euch aus dem Hause, ehe Ihr Euch umseht. Beaurepaire könnt Ihr in nicht kürze-

rer Zeit als einem Monat verkaufen, Euch dagegen mache ich binnen achtundvierzig Stunden den Garaus.«

»Setzen Sie sich, Herr Notar, ums Himmels willen, setzen Sie sich, mein guter Herr Notar, und sprechen Sie nicht so. Zanken Sie sich nicht so mit einem ehrlichen Manne um eines unüberlegten Wortes willen. Da kommt Georg. Komm herein, Georg, und sieh, wie ich mit einem einzigen Federstriche Leib und Leben opfere.«

Fünf Minuten später hielt der hartherzige Gläubiger, vor dem sich das ganze Kirchspiel fürchtete, ganz bescheiden und demüthig dem Notar den Steigbügel. Der Notar schwang sich auf sein dickes Pferd und galoppirte, mit dem pergamentnen Schwert und dem papiernen Wurfspieß in der Tasche, davon.

V.

Acht Tage nach dem in dem vorigen Capitel erzählten Auftritt und drei Tage nachdem der Notar St. Aubin's Brief erhalten und »sonderbar!« gesagt hatte, kam ein Herbsttag, erfrischend für die Spätrüben, aber kalt und niederdrückend für Menschenherzen. Ein anhaltender, stätiger Regen goß herab und scharfe Windstöße rissen die letzten roth- und orangefarbenen Blätter von den Bäumen.

Dunkle, festgelagerte Wolken ließen unter vierundzwanzig Stunden kein Aufhören des Regens hoffen, und was die Sonne betraf, so konnte man nicht anders errathen, auf welcher Seite des Hauses sie stand, als wenn man erst die Uhr und dann den Kalender zu Rathe zog.

Selbst die Sorgen und Kümmernisse des zusammenbre-

chenden Hauses Beaurepaire wurden diesen Tag schwärzer und schwerer. Sogar Laura, die Heiterste, Fröhlichste und Hoffnungsvollste von Allen. saß am Fenster, drückte ihr schönes, jugendliches Antlitz auf die kalten Scheiben und fühlte eine bleierne Last auf dem Herzen.

Während sie so traurig und hoffnungslos dasaß und das künftige Loos derer, die sie liebte, in jenen düstern Wolkenmassen las, ward ihr Auge plötzlich durch eine eigenthümliche Erscheinung angezogen.

Ein Mann von riesigem Wuchse kam auf der Landstraße einher, und die eine Hälfte seiner langen Gestalt ragte über die hohe Umzäunung hervor.

Er lenkte nach dem großen Thor von Beaurepaire herum, und siehe da, der Riese war weiter nichts als ein Reiter auf einem verhüllten Rosse. Als er die Umzäunung hinter sich hatte, war es, wie sich ergab, ein ungeheurer Reitermantel, eine Pyramide von braunem Tuch, mit einem Hut auf der Spitze, während an der Basis auf der einen Seite die Nase eines Pferdes und auf der andern der Schweif eines solchen hervorragte. Das Gesicht des Reiters war nicht sichtbar, denn es befand sich der obere Theil des Kegels ganz und gar innerhalb desselben.

Beim Anblick dieser Erscheinung vermochte Laura kaum einen Freudenschrei zu unterdrücken.

Nie war ein von den Kreuzzügen zurückkehrender Ritter willkommener, als dieses Dreieck von grobem Tuch ihr war.

Sie winkte heimlich St. Aubin herbei. Er kam und ging, nachdem er die Erscheinung gesehen, schnell hinunter und ließ in dem jetzt wenig gebrauchten Speisezimmer ein tüchtiges Feuer anmachen. Dann ging er dem Notar bis an die Thür der Halle entgegen und forderte ihn höflich auf einzutreten.

»Doch wie steht's mit Ihrem Pferde? Was sollen wir mit diesem beginnen?«

»O, in dieser Beziehung bemühen Sie sich weiter nicht, lieber Doctor. Es wird nicht von der Thür weichen — es ist die personificirte Treue.«

St. Aubin entschuldigte sich, daß er seinen Gast nicht zur Baronin hinaufführte.

»Das Geschäft, welches ich mit Ihnen zu besprechen habe,« sagte er, »ist von der Art, daß es vor ihr verschwiegen bleiben muß.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und Josephine trat ein. St. Aubin hatte sie nicht erwartet, wußte aber sie sogleich auf geschickte Weise zu verwenden.

»Hier aber,« fuhr er fort, »ist Fräulein von Beaurepaire, welche kommt, um Sie in einem Hause willkommen zu heißen, von welchem Sie sich nur zu lange entfernt gehalten haben. Nun, Fräulein Josephine, nachdem Sie unsern so lange ausgebliebenen Freund bewillkommet haben, werden Sie die Güte haben, ihm das Gerücht zu erzählen, welches ich blos von Ihnen weiß.«

Josephine erzählte kurz, was sie von Jacintha gehört, nemlich daß ein grausamer Gläubiger vorhanden sey, welcher das Schloß und die Ländereien von Beaurepaire zum Verkauf zu bringen drohe.

»Mein Fräulein!« sagte der Notar ernst, »dieses Gerücht ist allerdings wahr. Jener Mann prahlte mit seiner Absicht vor länger als einer Woche ganz öffentlich.«

»Ach, wir leben so eingezogen — Sie hören Alles eher als wir. Wohlan, Herr Notar, es gab eine Zeit, wo Sie sich für das Schicksal dieser Familie interessirten —«

»Aber gewiß nicht mehr als jetzt,« unterbrach ihn der Notar, indem er zugleich Josephinen ansah.

»Um so mehr gereicht Ihnen dies zur Ehre,« sagte sie.

»Wissen Sie vielleicht, wie groß die Summe ist, welche jener Gläubiger zu fordern hat?« fragte der Doctor.

»Ja, ich weiß es. Sechstausend Francs.«

St. Aubin warf Josephinen einen triumphirenden Blick zu.

»Dann ist er also einer der allerkleinsten Gläubiger?«

»Der kleinste von allen,« entgegnete der Notar.

St. Aubin sah sich veranlaßt, Josephinen abermals einen triumphirenden Blick zuzuwerfen.

»Dennoch aber,« sagte der Notar nachdrücklich, »wünschte ich, es wäre ein größerer Gläubiger und ein weniger unlenksamer Mann gewesen. Die andern Gläubiger würden sich vielleicht durch Vernunft, durch Nachsicht und Gutmüthigkeit bestimmen lassen, dieser Mann aber ist von Eisen. Darf ich mir vielleicht einen guten Rath erlauben?«

»Wir werden ihn als eine große Gunst aufnehmen.«

»Nun dann bezahlen Sie diesen Mann sofort und haben Sie nichts weiter mit ihm zu thun.«

St. Aubin und Josephine machten große Augen.

»Wo sollen wir sechstausend Francs hernehmen?« fragte Letztere.

Der Notar dachte nach.

»Sechstausend Francs habe ich in diesem Augenblicke auch nicht disponibel, wohl aber könnte ich zweitausend schaffen.«

»Wir danken Ihnen aufrichtig, aber —«

»Nun dann muß ich es möglich zu machen suchen, daß ich dreitausend zusammenbringe.«

St. Aubin schüttelte den Kopf.

»Die dann noch nöthigen dreitausend Francs könnten wir auch nicht schaffen.«

»Nun, dann muß ich sehen, daß ich Bonard bewege, vor der Hand keine weitern Schritte zu thun und in der Zwischenzeit müssen wir einen andern Darleiher ausfindig machen und die Forderung auf diesen übertragen.«

»Ach, bester Herr Notar, können Sie wirklich das für uns thun?«

»Ich kann es wenigstens versuchen und Sie wissen, Eifer und guter Wille kann im Geschäftsleben viel thun. Ich will ganz offen gegen Sie seyn. Der Charakter dieses Gläubigers macht mir einige Unruhe, aber nur Muth! Alle diese Leute haben geheime Geschichten, geheime Wünsche, geheime Interessen, welche wir Notare durchdringen können, dafern wir nemlich genügenden Beweggrund haben, uns um d rgleichen Dinge zu bekümmern. Da es indessen nicht eine Sache ist, welche man auf die leichte Achsel nehmen darf, so entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen, lieber Doctor, und Ihnen, Fräulein Josephine, ohne weitere Umstände wieder Lebewohl sage.«

Mit diesen Worten erhob er sich eiligst.

»Aber daß Sie sich bei diesem Wetter um unsertwillen auf den Weg gemacht haben!« rief Josephine und hob die Hände empor.

»Und wenn es nicht blos regnete, sondern auch hagelte und schneite, so würde ich mir nichts daraus machen, sobald es gilt, Ihnen einen Dienst zu leisten, mein Fräulein!« rief der ritterliche Notar, ergriff dann eine von Josephineas weißen Händen, küßte dieselbe mit der tiefsten Ehrerbietung und verließ schnell das Zimmer.

St. Aubin folgte ihm bis an die Thür, und siehe da, die »personificirte Treue« war verschwunden.

Der Notar wunderte sich ein wenig hierüber, that aber einen gellenden Pfiff und erwartete das Ergebniß. Da es lange ausblieb, so that er einen zweiten Pfiff und diesmal kam ein langer Schweif langsam aus der alten Eiche heraus. Das Hintertheil des Pferdes folgte, als es aber bis auf den Widerrist heraus war, schlugen ihm der kalte Wind und der Regen an die Hüften und das Pferd ging langsam wieder in seinen improvisirten Stall hinein. Der Schweif blieb noch außerhalb desselben, aber das Haar ist bekanntlich etwas Vegetabilisches und Vegetabilien lieben den Regen.

Der Notar schritt auf den Baum zu, ging in denselben hinein und zog die personificirte Treue heraus. Die Tuchpyramide setzte sich wieder darauf, Mann und Thier setzten sich wieder in Bewegung.

Laura konnte sich trotz ihrer gedrückten Stimmung eines leisen Kicherns nicht enthalten, denn da die kurzen Vorderbeine des Thieres durch die weiten Falten des Regenmantels verdeckt wurden, so schienen die hellfarbigen Hinterbeine die Beine des Reiters zu seyn.

Mittlerweile war St. Aubin mit Josephinen, in der Halle stehend, in einem eifrigen Gespräche begriffen.

»Na,« sagte er, »der Mann scheint es ganz aufrichtig zu meinen.«

»Ach, sahen Sie nicht den Wink, den ich Ihnen gab?« fragte Josephine.

»Nein; was für einen Wink? warum?«

»Sein Auge haftete auf Ihnen, wie das eines Falken, als er sich erbot, von den sechstausend Francs die Hälfte zu schaffen. Ach, Doctor, er wollte blos unsere Hilfsquellen er-

forschen. Ich wollte, daß Sie nicht den ganzen Umfang unserer Armuth und Hilflosigkeit offenbaren sollten. O dieses Auge! er sagte es blos um Sie auszuforschen.«

»Wenn Sie aber das glaubten,« fragte St. Aubin, »warum thaten Sie mir nicht Einhalt?«

»Ich that Alles, was ich thun konnte. Ich gab Ihnen zweimal einen Wink.«

»Ich habe nichts davon bemerkt.«

»Ach, Laura würde mich sogleich verstanden haben.«

»Aber, liebe Josephine, seyen Sie aufrichtig. Welchen verdächtigen Beweggrund konnte dieser arme Mann wohl haben?«

»Das weiß ich allerdings nicht. Vergeben Sie mir meinen lieblosen Instinct und lassen Sie uns Ihren Scharfsinn bewundern. Es war in der That unser kleinster Gläubiger. Laura soll Sie auf den Knien um Verzeihung bitten. Theurer Freund, sie will unsere Mutter nicht allein lassen. Haben Sie die Güte, in den Salon zu gehen, dann wird Laura zu mir herauskommen.«

Der Doctor that, wie ihm geheißen und in der That schlüpfte Laura, sobald ihre Mutter einen andern Gesellschafter hatte, hinaus, und suchte eiligst ihre Schwester auf, um von dieser zu hören, was geschehen sey.

Auf diese Weise bildete sich ein Geheimniß in der Familie Beaurepaire, ein Geheimniß, von welchem eine Person, die Herrin des Hauses, ausgeschlossen war. Es war dies keine gemeine Geheimhaltung, denn kein unlauterer, kein egoistischer, ja nicht einmal ein zweifelhafter Beweggrund mischte sich damit. Die Umstände schienen der zärtlichen, wachsamen Liebe dieses Verfahren vorzuschreiben.

Nach drei Tagen kam der Notar wieder. Er schien ein wenig niedergeschlagen zu seyn. Er war bei Bonard gewesen und hatte keinen Eindruck auf ihn gemacht, ja er war sogar von ihm beleidigt worden.

Diese Nachricht äußerte auf Alle eine sehr entmuthigende Wirkung. Der Notar ermannte sich zuerst wieder, und ward plötzlich ganz heiter.

»Ich habe eine Idee,« sagte er. »Wir werden vielleicht doch noch unser Ziel erreichen und vielleicht sämmtliche Forderungen auf einen mäßigen Zinsfuß herabbringen; mittlerweile —« und er zögerte.

Die Andern sahen ihn fragend an.

»Ich wünschte,« fuhr er fort, »Sie ließen einen alten Freund Ihren Banquier seyn und sich von ihm die kleinen Summen vorschießen, deren Sie vielleicht zur Bestreitung von allerlei Bedürfnissen brauchen.«

Laura's Augen dankten ihm, zu ihrer Ueberraschung aber sprach Josephine eine rasche und feste, obschon höfliche Verneinung aus. Der Notar entschuldigte sich wegen seiner Dienstfertigkeit und sagte:

»Ich will Ihnen mein geringfügiges Dienstanerbieten durchaus nicht aufdringen, bitte Sie aber, es als ein permanentes zu betrachten, durch dessen Annahme Sie mir jederzeit eine Ehre erweisen werden.«

Er sagte dies zu Josephinen mit der Miene eines Unterthans, welcher seinem Monarchen eine einzige kleine Eichel aus allen seinen Wäldern und Forsten anbietet.

Während der offene Freund der Familie Beaurepaire auf diese Weise seinen Eifer zur Schau trug, machte ihr heimlicher Freund die unangenehme Entdeckung, welche Jugend

und romantische Gesinnung auf dem Wege zum Alter zu machen haben, nemlich wie weit leichter es ist, viele Pläne zu entwerfen, als einen einzigen auszuführen.

Das überwallende junge Herz hatte im Begriff gestanden, für die Angebetete und ihre Angehörigen förmliche Wunder zu thun. Eduard Rivière wollte die Regierung für ihr Unglück interessiren, aber wie sollte dies geschehen? »Na, auf die eine oder die andere Weise,« hatte er gedacht. Als er jedoch die »eine Weise« näher ansah, fand er, daß dieselbe unthunlich und die »andere« geradezu unmöglich sey.

Dabei aber hatte er sich nicht blos leeren Träumereien hingegeben. Er hatte die ganze Herrschaft Beaurepaire genau in Augenschein genommen und seine Eigenschaft als Regierungsbeamter zum Vorwand benutzend zwei oder drei der Pachtgüter vermessen und abgeschätzt. Dabei hatte er zu seiner großen Freude entdeckt, daß sämmtliche Pachtgüter unter ihrem wahren Werthe verpachtet, daß früher bestandene Contracte sämmtlich abgelaufen waren und daß daher ein fähiger und eifriger Agent das Einkommen der Baronin binnen wenigen Monaten um dreißig Procent vermehren konnte.

Was aber half ihm oder ihnen diese werthvolle Entdeckung, als er sie gemacht hatte? Um ihnen zu zeigen, daß sie nicht so arm seyen, als sie in ihrer aristokratischen Unfähigkeit zu Geschäften sich glaubten, mußte er erst ihr Ohr gewinnen und wie war ihm dies möglich? Wollte er sich selbst wieder nach Beaurepaire begeben, so ward ihm sicherlich auf seine Anmeldung der Bescheid, man sey für Fremde nicht eher zu Hause, als bis die Bourbons zurückgekehrt seyen.

Schrieb er, so lautete die Antwort wahrscheinlich: »Mein Herr, ich verstehe von Geschäften durchaus nichts, haben Sie daher die Güte, Ihre Mittheilung an unsern Ge-

schäftsagenten zu richten,« — der, wie der junge Rivière folgerte, entweder ein unfähiger oder ein unredlicher Mann seyn mußte, weil er sonst die Angelegenheiten der Familie nicht auf so schmachvolle Weise vernachlässigt haben würde. Es stand nach Rivière's Meinung zehn gegen eins zu wetten, daß er von den Pächtern heimlich Geschenke annahm, damit die Pachtsummen nicht gesteigert würden. Es konnte daher nichts nützen, wenn er sich an diesen wendete. Engel auf Erden kommen fast nur in schlechten Romanen vor und unser armer junger Freund schrieb keinen schlechten Roman, sondern spielte seine kleine Rolle in der wirklichen Welt.

»Nein,« sagte er, »ich habe diese Entdeckung gemacht. Vielleicht wird die Stolze mich niemals lieben, aber wenigstens werde ich mir ihren Dank erwerben und Niemand soll mich des Stolzes und des Ruhmes berauben, ihr und den Ihrigen einen großen Dienst geleistet zu haben.«

Und nun zeigte sich eben die Schwierigkeit. Die Aussicht auf eine förmliche Bekanntschaft trat eher zurück, als daß sie sich genähert hätte. Erstens legte sein eigenes Herz ein neues Hinderniß dazwischen. Je höher seine Liebe stieg, desto mehr schwand seine Dreistigkeit und seitdem er erfahren, daß sie so arm waren, ward er noch schüchterner und sie erschienen ihm noch heiliger und unzugänglicher, denn er fühlte in seinem eigenen Herzen, wie kalt und zurückhaltend er seyn würde, wenn er ein Armer wäre.

Ein fernerer Uebelstand war der, daß die jungen Damen jetzt gar nicht mehr ausgingen. Seltsamerweise hatte er seine Liebe und seine Hoffnungen nicht sobald Jacinthen anvertraut, als die, welche er liebte, mit grausamer Hartnäckigkeit das Haus hütete.

War Jacintha so wahnsinnig gewesen, trotz des von ihr

gegebenen Versprechens zu plaudern? War das Zartgefühl der jungen Dame erschreckt worden? Legte sie sich selbst Hausarrest auf, um nicht einem Manne zu begegnen, dessen Bewunderung ihr lästig war?

Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn, so oft er sich diese Fragen eine nach der andern vorlegte.

Ein Armer kann Vieles nicht entbehren, was der Reiche wegwerfen kann.

Der Anblick jenes schönen Antlitzes dreimal wöchentlich auf einen Augenblick war nicht viel, aber dennoch sein Alles — seine einzige Freude, sein Trost, sein Sonnenschein und seine Hoffnung, und nun mußte er ihn entbehren.

Dieser Verlust versetzte ihn ein paar Stunden vor und nach der Zeit, wo die Damen gewöhnlich das Schloß zu verlassen pflegten, in Fieberhitze und den übrigen Tag hindurch in bitteren, herzerkältenden Kummer. Er verlor Farbe und Appetit und sehnte sich nach diesem einen Blick drei Mal wöchentlich.

Und sie, welche diese Wunde durch einen einzigen Blick ihres blauen Auges und durch ein- oder zweimaliges Lächeln wöchentlich hätte heilen, sie, welche ohne sich zu compromittiren oder sich im mindesten für ihn zu interessiren, seinen jungen Wangen die Farbe und seinem erkälteten Herzen die Wärme hätte zurückgeben können, wenn sie sich blos dann und wann einmal außerhalb gezeigt hätte, saß mit beispielloser Barbarei und Hartnäckigkeit daheim!

Endlich eines Tages verlor er alle Geduld.

»Ich muß Jacintha sprechen,« sagte er, »und wenn ihre junge Gebieterin wirklich sich deshalb einkerkert, weil sie mich zu meiden wünscht, dann verlasse ich das Land. Ich gehe

zur Armee. Es ist nicht recht, daß sie ihrer Gesundheit und ihres Spazirganges beraubt werde, weil ich sie liebe.«

Und während der arme junge Mann diesen hochherzigen Entschluß faßte, fühlte er zugleich ein sonderbares, erstickendes Gefühl in der Brust, bis er in Thränen ausbrach, welche ihm das Herz ein wenig erleichterten.

Verzeihet ihm, schöne Leserinnen; obschon Staatsmann, war er doch noch ein Jüngling und Jünglinge weinen nach den Gegenständen ihrer Liebe wie Kinder nach ihrem Spielzeug. Wahrscheinlich habt Ihr dies schon selbst bemerkt.

Er machte sich eiligst auf den Weg nach dem Schlosse und fragte sich, wie er eine Unterredung mit Jacintha herbeiführen könnte.

Als er am Schlosse ankam und einen Blick über die Umzäunung warf, sah er zu seinem Erstaunen die beiden jungen Damen, welche in ziemlicher Entfernung vom Hause im Park spaziren gingen Das Herz hüpfte ihm vor Freuden bei diesem Anblicke.

Ein plötzlicher Gedanke kam ihm ein. Der Park war nicht streng dem Publicum verschlossen, wenigstens nicht seit der Revolution. Dennoch aber war er dies insoweit, daß anständige Leute ihn nicht als einen gewöhnlichen Durchgang benutzten.

»Ich will thun, als begegnete ich ihnen unerwarteterweise,« dachte der junge Rivière, »und wenn sie lächelt, so werde ich mich entschuldigen, daß ich durch den Park gehe. Dann habe ich doch mit ihr gesprochen. Der Anfang ist gemacht.«

Er begegnete ihnen. Sie sahen beide so erhaben traurig aus, daß er nicht den Muth hatte, sie anzureden. Er verneigte

sich ehrerbietig, sie dankten ihm durch eine leichte Verbeugung und er ging weiter und verwünschte seine Feigheit.

»Ich muß Jacintha sprechen,« sagte er bei sich selbst. Er machte einen langen Umweg, denn sein Zweck war, an eine Stelle zu gelangen, wo er von der Küche aus gesehen werden könnte.

Mittlerweile fand zwischen den beiden Schwestern das folgende kurze Zwiegespräch statt:

»Er ist ganz blaß geworden,« hob Laura an. »Wie schade!«

»Wer denn?« fragte Josephine.

»Der junge Mann, welcher so eben an uns vorüberging. Bemerktest Du nicht, wie blaß er geworden? Er ist krank gewesen. Er thut mir wirklich leid.«

»Wer ist er denn?«

»Wer er ist, weiß ich nicht, aber was er ist, das weiß ich.«

»Und was ist er denn?«

»Er ist sehr hübsch und begegnet uns öfter, als mir natürlich zu seyn scheint. Und nun fällt mir ein,« sagte Laura mit schelmischem Ausdruck, »daß ich eine schöne Schwester habe, und daß ich, wenn ich sie nicht einsperre, vielleicht einen Nebenbuhler in ihrer Zuneigung bekomme.«

»Was schwatzest Du da, Kind!« rief Josephine. »Ueberdies schien ja dieser junge Mann noch ein pures Kind zu seyn!«

Laura warf den Kopf empor und einen argwöhnischen Blick auf Josephinen.

»O mein Fräulein, es gibt sowohl frühreife Kinder als auch spätreife. Mittlerweile werde ich Euch Beide jedenfalls scharf im Auge behalten.«

Josephine lächelte kaum bemerkbar. Ihr Herz war von so vielen Sorgen bedrückt, daß sie an dem, was sie für einen bloßen Scherz von Laura hielt, kaum Geschmack fand, so daß sich das Gespräch sehr bald wieder den gewöhnlichen Gegenständen zuwendete.

Eduard gelangte auf die andere Seite des Schlosses und schlenderte außerhalb der Umzäunung etwa dreißig Schritte von der Küchenthür entfernt hin und her. So ging er langsam auf und ab und hoffte jeden Augenblick die Küchenthür sich öffnen und Jacinthen herauskommen zu sehen. Diese Erwartung aber ward getäuscht, und nachdem er sich ungefähr eine Stunde lang umhergetrieben, wollte er sich eben verzweiflungsvoll wieder entfernen, als sich plötzlich ein Dachfenster öffnete und Jacintha ihm mit der Hand ein rasches Zeichen gab, daß er sich mehr der Straße nähern sollte.

Er gehorchte und sie ließ ihn warten, bis auch sein zweiter Vorrath an Geduld beinahe erschöpft war. Endlich jedoch hörte er ein Rascheln und gleich darauf erblickte er ihr hübsches Gesicht zwischen zwei jungen Acacien.

Er eilte auf sie zu. Sie empfing ihn mit einem Verweise.

»Ei, ei!« rief sie. »Schickt es sich wohl für Sie, sich um das Haus herumzuschleichen wie ein Dieb?«

»Hat mich denn Jemand gesehen?«

»Ja, Fräulein Laura sah Sie und redete mich an und fragte mich, wer Sie wären. Natürlich sagte ich, ich wüßte es nicht.«

»Wirklich?«

»Dann fragte sie mich, ob Sie nicht der junge Herr wären, der ihnen das Wildpret geschickt hätte. Ach, das hätte ich Ihnen gleich zuerst erzählen sollen. Als meine jungen Her-

rinnen mich wegen des Wildprets befragten, sagte ich: Es ist von einem jungen Herrn, welcher Dard zuweilen mit auf die Jagd nimmt. Er hat es auf dem Revier der gnädigen Frau Baronin geschossen. Natürlich mußte ich so sagen, wissen Sie.«

»Ihr habt blos die Wahrheit gesprochen.«

»Was Sie nicht sagen! Das ist sonderbar, aber der Zufall fügt es manchmal so. Und er hatte einen Theil davon Dard gegeben, damit er ihn hierher trüge, sagte ich. Wenn Sie mich aber wieder zu sprechen wünschen, so patrouilliren Sie nicht etwa wieder wie eine Schildwache hin und her, damit alle Leute Sie sehen können. Geben Sie mir ein Signal, schlüpfen Sie dann hier herein und ich werde zu Ihnen kommen.«

»Ein Signal?«

Jacintha fuhr mit der Hand unter die Schürze und brachte ein Wischtuch hervor.

»Hängen Sie dieses an jenen Baum dort. Dann werde ich es von der Küche aus sehen und sogleich wissen, daß etwas los ist. Apropos, was ist denn jetzt los?«

»Ich bin sehr unglücklich — das ist es, was los ist.«

»Ja, auf das kalte Fieber müssen Sie sich eben so gefaßt machen, als auf das hitzige, wenn Sie sich einmal verlieben,« bemerkte Jacintha mit ruhigem Lächeln. »Warum sind Sie nicht schon früher zu mir gekommen, um sich aufheitern zu lassen? Was fehlt Ihnen?«

»Liebe Jacintha, sie kommt jetzt gar nicht mehr aus dem Schlosse. Was soll aus mir werden, wenn ich sogar ihren Anblick entbehren muß? Ihr seyd doch nicht etwa so unvorsichtig gewesen, ihnen zu erzählen —«

»Was das für eine Frage ist! Sehe ich denn etwa so gar jung und unerfahren aus, mein Herr?«

»Nun was ist dann sonst der Grund? Irgend ein Grund muß vorhanden seyn. Die Schwestern pflegten doch sonst auszugehen. Bitte, bitte, sagt mir den Grund, weshalb sie es nicht mehr thun.«

Jacintha's heiteres Gesicht verdüsterte sich.

»Mein armer junger Herr,« sagte sie, »quälen Sie sich nicht und glauben Sie nicht etwa, ich sey so falsch gegen Sie gewesen, meine jungen Herrinnen vor Ihnen zu warnen. Nein, es ist die alte Geschichte — Mangel an Geld.«

»Der sie verhindert auszugehen? Wie kann das seyn?«

»Wohlan,« sagte Jacintha, »es ist gut, daß Sie heute gekommen sind, denn wenn Sie gestern um diese Stunde gekommen wären, so hätte ich es Ihnen nicht sagen können, weil ich es selbst erst gestern Abends gehört habe. Mein lieber junger Herr, die Damen können nicht ausgehen, weil es ihnen an Kleidern fehlt.«

Rivière sah sie erschrocken an.

»O sehen Sie mich nicht so an,« rief die treue Dienerin, »sehen Sie mich nicht so an, sonst muß ich wieder weinen. Auch dürfen Sie mich nicht falsch verstehen. Meine Herrinnen haben eine Menge bunter Kleider, die zwar alt aber noch sehr gut sind. Ihre schwarzen Kleider dagegen sind sehr abgenutzt und neue können sie nicht kaufen. Alle ihre andern Anzüge sind bunt und es widerstrebt ihrem Herzen, diese zu tragen. Sie weinten gestern Abends, daß sie nicht einmal die Mittel hätten, um ihren Vater zu trauern, sondern am Ende noch aus Mangel an Geld in bunten Kleidern gehen müßten.«

»Jacintha, eure Worte zerreißen mir das Herz.«

»Deshalb haben sie, wie es scheint, sich vorgenommen, gar nicht außerhalb des Parkes spaziren zu gehen. Inner-

halb desselben begegnen sie nur selten Jemanden und können ihre Trauerkleider tragen, bis dieselben ganz fadenscheinig geworden sind. Ach mein lieber junger Herr, wie ganz anders sind da die meisten andern Frauen, welche die Todten nicht rasch genug vergessen können, um sich sobald als möglich wieder bunt herauszuputzen! Und morgen ist Fräulein Josephinens Geburtstag. Ich entsinne mich noch recht wohl der Zeit, wo ihr an diesem Tage wenigstens ein neues Kleid beschert ward; manchmal bekam sie sogar zwei. Die Zeiten haben sich bei uns auf traurige Weise geändert.«

»Morgen ist ihr Geburtstag?«

»Ja.«

»Lebt wohl, Jacintha — mein Herz ist voll! Da! lebt wohl Ihr gutes treues Herz!« Und er küßte sie schnell mit zitternden Lippen.

»Armer junger Herr! — Verlieren Sie nur mein Wischtuch nicht.«

Diese Mahnung rief sie ihm sehr ängstlich und so laut sie konnte nach, während er in seltsamer Aufregung davoneilte.

Den nächstfolgenden Tag fand sich der Notar mit heiterer Miene ein. Er konnte sich gar nicht lange aufhalten, sondern sprach blos im Vorbeireiten auf einen Augenblick ein, um zu melden, daß nach seiner Meinung die Sache gut ginge und daß er im Stande zu seyn hoffe, Bonard im Zaume zu halten.

Nach dieser kurzen Unterredung, die blos mit den jungen Damen stattfand, denn der Doctor war ausgegangen, entfernte Perrin sich wieder.

Es war ungefähr eine Stunde vergangen. Josephine

las der Baronin vor und diese und Laura arbeiteten, als Jacintha eintrat und einen tiefen Knix machte.

»Der Baum ist da,« meldete sie.

»Was für ein Baum?« fragte die Baronin.

»Der, welchen dem Gebrauche zufolge das Fräulein pflanzen soll. Es ist heute ihr Geburtstag. Dard hat ihn gebracht. Es ist diesmal eine Acacie.«

»Das treue Geschöpf!« rief die Baronin. »Sie hatte daran gedacht und wir haben es vergessen. Bringt mir meinen Hut und Shawl. Ich will von dieser Feierlichkeit nicht wegbleiben.«

»Aber liebe Mama,« bemerkte Josephine, »wäre es nicht besser, wenn Du uns vom Fenster aus zusähest? Es geht heute eine so kalte Luft draußen.«

»O, sie ist nicht so kalt, daß die Liebe einer Mutter dadurch ertödtet würde. Meine Erstgeborne,« rief die alte Dame mit plötzlich überwallendem Gefühl. »Ich sehe sie jetzt noch in ihrer Wiege liegen — den süßen kleinen Engel.«

Binnen wenigen Minuten waren Alle draußen im Garten.

Josephine sollte entscheiden, wo sie ihren Baum hinpflanzen wollte.

»Vergessen Sie nicht, gnädiges Fräulein,« sagte Jacintha, »daß er nicht immer so klein bleiben wird, wie er jetzt ist. Sie dürfen ihn daher nicht an eine Stelle setzen, wo er sich nicht vortheilhaft ausnimmt, wenn er einmal groß seyn wird.«

»O nein, Jacintha,« rief Laura. »Wir wollen ihn so vortheilhaft als möglich pflanzen.«

Die Eine rieth hierauf Josephinen, ihn auf der südlichen Terrasse zu pflanzen, eine Andere gab dem ovalen Rasenplatz

zwischen dem großen Thore und dem nördlichen Theile des Schlosses den Vorzug. Als Alle ihre Meinung ausgesprochen hatten, sagte zu ihrem Erstaunen Josephine etwas schüchtern:

»Am liebsten möchte ich ihn in die Plaisance pflanzen.«

»In die Plaisance? Warum, Josephine?«

»Das Pflanzen wird nicht so schnell gehen,« bemerkte Josephine.

»Aber es wird anderwärts auch nicht mehr Zeit in Anspruch nehmen als in der Plaisance,« rief Laura halb ärgerlich.

»Aber Laura, die Plaisance ist gegen den Wind geschützt,« sagte Josephine.

Dard verzog seinen breiten Mund zu einem höhnischen Lächeln.

»Sie ist blos heute geschützt, weil zufällig das Schloß zwischen dem Wind und ihr steht. Aber er wird nicht immer von dieser Richtung herkommen und die Plaisance ist mehr Winden ausgesetzt, als irgend ein anderer Theil des Gartens.«

»Nun, darf ich ihn nicht in die Plaisance pflanzen, liebe Mama?«

»Ja wohl, mein Kind, es kommt ganz auf deinen Willen an.«

»Und wer hat Dich denn um deine Meinung gefragt?« rief Jacintha, indem sie ihren unschönen Freier mit drohender Miene ansah. »Du hast blos deinen Spaten zu nehmen und das Loch da zu graben, wo das gnädige Fräulein Dir befehlen wird. Deswegen bist Du hier, aber nicht um in Alles hineinzureden.«

»Laura, ich bewundere die Energie, welche in dem Charakter dieses Mädchens liegt,« bemerkte Josephine, während sie sich Alle auf den Weg nach der Plaisance machten.

»Nun, wo wollen Sie ihn denn hin haben?« fragte Dard in ziemlich mürrischem Tone.

»Hierher, denke ich, Dard,« sagte Josephine freundlich.

Dard grinste boshaft und stieß seinen Spaten in die Erde.

»Der Baum wird nie höher werden als eine Brennnessel,« dachte er, »denn die Wurzeln der Eiche haben die ganze Kraft aus dem Boden gesogen,« und seine schwarze Seele frohlockte heimlich.

»Es friert Dich doch nicht, Mama?« fragte Josephine besorgt, während man Dard zusah.

»Nein, nein!« antwortete die Baronin. »Es geht ja kein Wind auf dieser Seite des Hauses. Du bist ein gutes Mädchen, Josephine, aber ich glaube, in der Gärtnerei wirst Du nie viel leisten.«

Jacintha stand neben Dard und beaufsichtigte seine Arbeit. Die drei Damen standen in einer Entfernung von einigen Schritten und sahen ihm ebenfalls zu. Zu ihrer Rechten, aber ein wenig hinter ihnen, stand die große Eiche. Dicht hinter ihnen befand sich ein Citronenbaum in einem ungeheuern Kübel, der an den Seiten zu faulen anfing und hier und da mit ein wenig Moos bedeckt war.

Beim Beginne des Geschäftes hatte die Aufregung des Gespräches, die Wahl des Ortes und so weiter die Baronin sowohl als ihre Töchter beschäftigt. Jetzt dagegen hatte Dard eine Zeit lang die Aufregung für sich ganz allein und die Uebrigen sahen ihm blos zu, während er arbeitete.

»Mein Gott!« rief Laura plötzlich. »Die Mama weint! Josephine, unsere Mama weint!«

»Das fürchtete ich!« entgegnete Josephine erschrocken.

»Ich wollte gleich nicht, daß sie mit herauskäme. O meine Mutter, meine Mutter!«

»Lieben Kinder,« schluchzte die Baronin, »es ist ganz natürlich. Ich kann nicht umhin zu bedenken, wie oft wir einen Baum gepflanzt und den Geburtstag des armen Kindes gefeiert haben, aber nicht wie heute. Damals weilten noch Viele auf Erden, welche uns seitdem verlassen haben und zu Gott gegangen sind. Viele Freunde standen um uns herum — wie warm war ihr Händedruck — wie freundlich ihre Stimmen, wie innig ihre Blicke! Und dennoch haben sie uns verlassen. Das Unglück hat sie verscheucht, wie der Frost jetzt die Blätter der alten Eiche abstreift. Diese Thränen gelten nicht mir! Nein, Gott und der heiligen Jungfrau sey Dank, ich weiß wohin ich gehe und wen ich wiedersehen werde, mag es geschehen, wann es wolle. Wohl aber kann ich meine Thränen nicht zurückhalten, wenn ich bedenke, daß ich meine Kinder ohne Freund in dieser so gefahrvollen Welt zurücklassen muß.«

»Liebe Mutter, wir haben Freunde! Wir haben ja unsern lieben Doctor.«

»Der ist ein Gelehrter, Laura, ein Geschöpf, welches weibischer ist als ein Weib. Ihr werdet für ihn zu sorgen haben, anstatt er für Euch.«

»Und dann haben wir noch unsere eigene Liebe. Hat wohl je eine Schwester die andere so geliebt, wie ich Josephinen liebe?«

»Nein,« sagte Josephine, »ich liebe Dich eben so sehr.«

»Ja, das weiß ich. Ihr würdet Arm in Arm für einander in den Tod gehen,« sagte die Baronin. »Ach, ich thue sehr Unrecht daran, daß ich an diesem Tage weine, meine Kinder! Laßt mir Zeit, um mich zu fassen.«

Und die Baronin drehte sich herum und drückte ihr Tuch an die Augen.

Ihre Töchter entfernten sich ein paar Schritte nach der entgegengesetzten Richtung hin, denn zu jener Zeit behaupteten die Eltern, selbst die liebreichsten, eine entschiedene Autorität, und die letzten Worte der Baronin waren ein Wink, daß sie einen Augenblick lang allein seyn wollte.

Die jungen Damen warteten ehrerbietig, bis ihre Mutter sie wieder zu sich winken würde. Dieser Wink erfolgte und zwar in einem Tone, welcher sie überraschte.

»Kommt her, meine Kinder — alle beide!«

Die Baronin stach mit der Krückenspitze von Ebenholz in dem Moose des Citronenbaumkübels herum.

»Hier liegt eine Börse,« sagte sie, »und wie mir scheint, ist es weder die deine, Laura, noch die deine, Josephine.«

Die beiden Mädchen schauten hin und allerdings lag in dem Moose des Kübels eine grünseidene Börse. Sie betrachtete sie stutzend einen Augenblick lang, dann schoß Laura darauf zu und hob sie auf.

»O wie schwer!« rief sie.

Jacintha und Dard kamen herbeigeeilt. Laura schüttete den Inhalt in ihre Hand. Es waren zehn Goldstücke, jedes von zwanzig Francs — neue blanke Goldstücke. Jacintha stieß einen Freudenschrei aus.

»Das Glück lächelt uns wieder!« rief sie mit freudigem Aberglauben. Laura stand mit den in ihrer weißen Hand funkelnden Goldstücken und mit erröthendem Antlitz da, und ihre Augen blitzten vor Aufregung und Freude. Das Erstaunen Aller war groß.

»Und hier liegt ein Blatt Papier!« rief Josephine eifrig, indem sie sich über das Moos beugte und ein kleines zusam-

mengefaltetes Blatt aufhob. Sie öffnete es rasch und zeigte es Allen. Es standen in einer Hand wie Kupferstich die Worte darauf geschrieben:

»Von einem Freund — zur theilweisen Abzahlung einer großen Schuld.«

Und nun begann plötzlich Josephine zu erröthen und allmälig glühte nicht blos ihr Gesicht, sondern auch ihr Hals über und über, und selbst ihre weiße Stirn glänzte wie eine Rose.

»Von wem kann das seyn?«

Dies war die Frage, welche von allen Seiten aufgeworfen ward. Die Baronin löste sie.

»Es ist von Saint-Aubin.«

»Ach, Mama,« rief Laura, »der hat nicht zehn Goldstücke?«

»Wer weiß?« entgegnete die Baronin; »vielleicht hat er einen Buchhändler gefunden, der ihm sein Werk über die Insecten abgekauft hat.«

»Nein, Mama,« sagte Laura, »ich kann nicht glauben, daß dieses Geld von unserm guten Doctor herrührt. Allerdings ist es sonderbar, daß er zu dieser Stunde nicht da ist, denn sonst sitzt er allemal bis Schlag zwei Uhr über seinen Büchern. Doch still, da kommt er. Wir wollen ihn sogleich aushorchen — das wird Spaß machen.«

»Gebt mir die Börse,« sagte die Baronin, »und Ihr, Jacintha und Dard, fahrt in eurer Arbeit fort.«

Als der Doctor herankam, fand er Dard bei seiner Arbeit, während Jacintha neben ihm stand und die Damen ihm aufmerksam zuzusehen schienen. Die Baronin erklärte ihm, was im Werke sey. Er gab sein Interesse daran zu erkennen.

Gleich darauf fuhr die Baronin mit der Hand in die Tasche und warf ihren Töchtern einen Blick zu. Sofort hefteten sich vier Augen auf das Gesicht des Doctors.

Steh fest, alter Doctor; wenn dein Panzer die mindeste Blöße gibt, so werden diese Augen ihn durchdringen.

»Apropos,« sagte die Baronin in vollkommen gleichgiltigem Tone, »Sie haben Ihre Börse hier verloren; wir haben sie soeben gefunden,« und mit diesen Worten überreichte sie sie ihm.

»Ich danke Ihnen, gnädige Frau,« sagte er, indem er die Börse nachlässig ergriff. »Diese ist nicht mein — sie ist zu schwer — und eben fällt mir ein,« fuhr der Gelehrte mit beneidenswerther Naivetät fort, »daß ich seit zwanzig Jahren keine Börse mehr führe. Ich stecke mein Silber in die rechte Westentasche und mein Gold in die linke, das heißt, ich sollte es thun, aber ich habe keines.«

»Doctor, ich frage Sie auf Ihre Ehre, haben Sie nicht diese Börse und dieses Papier hierhergelegt?«

Der Doctor las das Papier und Laura erzählte ihm mittlerweile, was geschehen war.

»Frau Baronin,« sagte er, »ich bin seit beinahe zwanzig Jahren Ihr Freund und Pensionär. Wenn mir durch irgend einen seltsamen Zufall Geld in die Hände kommen sollte, so würde ich Ihnen nicht den kindischen Streich spielen, mit welchem Sie mich im Verdacht zu haben scheinen. Ich hätte das Recht, offen vor Sie hinzutreten und zu sagen: Theure Freundin, hier bringe ich Ihnen einen kleinen Theil von dem zurück, was ich Ihnen schulde.«

»Ja, Sie haben Recht, Doctor; es war einfältig von mir, so etwas zu vermuthen. Aber nun sagen Sie mir, wer

sonst unser geheimer Freund ist — möge der Himmel ihn segnen!«

»Lassen Sie uns nachdenken,« entgegnete der Doctor. »Ach, jetzt weiß ich es — ich wollte mein Leben verwetten, daß er es ist!«

»Wer denn?«

»Ein sehr rechtschaffener Mann, den Sie unfreundlich behandelt haben, gnädige Frau. Es ist Perrin, der Notar.«

Nun war die Reihe des Ueberraschtseyns an der Baronin.

»Ich will Ihnen nur gestehen,« fuhr der Doctor fort, »daß ich in der letzten Zeit mehr als eine Unterredung mit Perrin gehabt habe, und daß, obschon er natürlich durch die Strenge, womit Sie ihn behandelt haben, sich verletzt fühlt, doch seine Achtung gegen Sie unvermindert ist.«

»Ich bin so dankbar als möglich,« sagte die Baronin mit einem feinen und kaum bemerkbaren ironischen Lächeln.

»Laura,« sagte Josephine, »es ist sonderbar, aber Herr Perrin war heute auf einige Minuten hier und schien wirklich nichts Besonderes zu sagen zu haben.«

»Da haben wir's!« rief der Doctor, »da haben wir's! Er ist blos hierhergekommen, um die Börse dazulassen. Und indem er dies that, führte er blos eine Absicht aus, welche er bereits erklärt hatte.«

»Wirklich?« sagte die Baronin.

»Er erbot sich, Geld in kleinen Summen vorzuschießen — ein Anerbieten, welches natürlich abgelehnt ward. Dadurch sah er sich genöthigt, von diesem Manöver Gebrauch zu machen. Es gibt wirklich noch ehrliche Herzen unter den Advocaten.«

Während der Doctor der Baronin so seine Ansichten

aufnöthigte, entschlüpften Josephine und Laura um die Ecke des Hauses.

»Von wem rührt das Geld her?« fragte Laura. »Von dem Doctor nicht und von Perrin natürlich auch nicht — aber von wem sonst?«

»Laura, glaubst Du nicht, daß es von Jemanden ist, der auf alle Fälle Zartgefühl besitzt?«

»Sicherlich,« entgegnete Laura, »und deshalb kann von einem Advocaten nicht die Rede seyn.«

»Liebe Laura, kann es vielleicht nicht von Jemanden herrühren, der uns Unrecht gethan, welches er vielleicht bereuet?«

»Das ist wohl möglich,« entgegnete Laura. »Ein solcher will vielleicht Ersatz leisten, einer unserer Pächter oder Gläubiger, meinst Du wahrscheinlich. Aber es steht ja auf dem Papiere: »Von einem Freunde!« Doch halt, er spricht auch von Abtragung einer Schuld! Wer wäre uns etwas schuldig? Das sind Räthsel über Räthsel!«

»Laura, kannst Du Dich nicht auf Jemanden besinnen, welcher —«

»Nein, ich weiß nichts — ich kann mir gar Niemanden denken.«

»Da es aber nicht der Doctor und auch nicht Herr Perrin ist, könnte es dann nicht — dann natürlich würde er sich schämen, mir vor die Augen zu kommen —«

»Dir?«

»Ja wohl, Laura, es ist möglich daß das Geld von ihm ist —«

»Von wem denn?« fragte Laura in größter Spannung, denn sie begann zu ahnen, wen ihre Schwester meinte.

»Von ihm, welcher einst vorgab mich zu lieben.«

»Von Camille Dujardin.«

»Ich bin es nicht, die seinen Namen genannt hat,« rief Josephine.

Laura ward bleich.

»O mein Gott! mein Gott!« rief sie, »sie liebt diesen Mann immer noch!«

»Nein! nein! nein!«

»Ja, Du liebst ihn noch eben so wie früher. O, es ist wunderbar — es ist entsetzlich, welche Gewalt dieser Mensch über Dich hat — über dein Urtheil sowohl als über dein Herz!«

»Nein, denn ich glaube, er weiß nicht einmal meinen Namen mehr. Glaubst Du das nicht auch?«

»Liebe Josephine, kannst Du noch zweifeln?«

»Vergib mir!«

»Ja, Du bezweifelst es.«

»Allerdings.«

»Warum? Aus welchem Grunde?«

»Weil die Worte, die er zu mir sprach, als wir uns an jenem Thore trennten, noch in meinem Herzen hallen, und o, meine Schwester, die Stimme, welche wir lieben, scheint die Stimme der Wahrheit selbst zu seyn. Er sagte: Ich stehe im Begriff zur Pyrenäenarmee abzugehen, bei welcher so viele unserer Truppen den Tod finden, aber sprich zu mir, was Du bis jetzt noch nicht gesagt hast: Camill, ich liebe Dich! — und ich schwöre, daß ich lebend wiederkehren werde! und dann sagte ich zu ihm: Ich liebe Dich! aber er ist nie wiedergekommen.«

»Wie hätte er auch wieder hierherkommen können, da er ein Deserteur und Verräther geworden ist?«

»Das ist nicht wahr! Es liegt nicht in seiner Natur. Unbeständigkeit mag darin liegen. Sage mir, daß er mich niemals wirklich geliebt habe, und ich will Dir glauben, aber nicht, daß er ein Feigling ist. Laß mich meine entschwundene Liebe beweinen, aber nicht darüber erröthen.«

»Deine entschwundene Liebe? Du liebst ihn heute noch eben so wie vor drei Jahren.«

»Nein, ich sage Dir, daß dies nicht der Fall ist. Ich liebe Niemanden mehr. Ich werde nie wieder einen Mann lieben.«

»Ausgenommen diesen. Eben diese Liebe ist es, welche dein Herz gegen Andere einnimmt. Du liebst ihn, theure Schwester, denn warum würdest Du sonst glauben daß Camill unser verborgener Wohlthäter seyn könne?«

»Warum? Weil ich von Sinnen war, weil es unmöglich ist. Laß uns hineingehen, meine Schwester.«

»Geh, ich werde Dir folgen, aber liegt Dir denn nichts daran, zu wissen, wer nach meiner Meinung die Börse für uns hingelegt hat?«

»Nein,« sagte Josephine traurig, dann setzte sie in kaltem, gleichgiltigem Tone hinzu: »Die Zeit wird es lehren« und dann ging sie, die Stirn auf die Hand stützend, langsam in das Haus hinein.

Das war ihr Geburtstag.

VI.

„Ich will ihren Baum pflanzen lassen," dachte Laura, „denn sie hat dies und alles Andere vergessen."

Und sie kehrte wieder um zu den Uebrigen. Als sie rasch um die Ecke bog, stieß sie auf Jacinthen, die sich in verdächtiger Nähe befand und auf den Baum zuschritt.

Laura warf ihr im Vorübereilen einen Blick zu, der ihr das Blut in die Wangen emportrieb, und am Abend als Laura ihr plötzlich winkte und in bedeutsamem Tone sagte: „Ich wünsche ein paar Worte mit Dir zu sprechen, Jacintha," war es der treuen Dienerin, als müßte sie auf die Knie niedersinken, während sie sich äußerlich möglichst unbefangen zu stellen suchte.

„Wer hat die Börse dorthin gelegt?" fragte Laura in halb drohendem Tone.

„Fräulein Laura, ich weiß es nicht, ich habe aber meinen Verdacht und wenn Sie mir einige Tage Zeit lassen wollen, so glaube ich es ermitteln zu können."

„Wie viele Tage? ich kann es kaum erwarten."

„Wir wollen sagen vierzehn Tage, Fräulein Laura."

„Das ist eine lange Zeit; doch gut, ich bin damit einverstanden."

Und so trennten sie sich wieder, ohne daß Eine von Beiden ein Wort von dem gesprochen hätte, was in ihren Gedanken oben auf schwamm.

»Na,« dachte Jacintha, »ich habe mich gut herausgewickelt. Wenn ich es erfahren kann, so wird sie mich weiter nicht ausschelten, daß ich gehorcht habe, und der Handel ist gut, besonders für mich, denn ich weiß wer die Börse hingelegt hat, natürlich aber werde ich es ihr nicht sogleich sagen.«

Nun aber wußte Jacintha es selbst nicht, obschon sie den jungen Rivière in starkem Verdacht hatte, daß er der Verbrecher sey, welcher diese neue Art von Einbruch erfunden habe, sich in der Nacht bei ehrlichen Leuten einzuschleichen und sie ihrer Armuth zu berauben anstatt ihres Reichthums wie die guten altmodischen Diebe.

Sie wartete daher ruhig und hoffte jeden Tag, ihr Wischtuch an dem Baum auf der Hinterseite des Hauses hängen zu sehen und ihn ihr freiwillig sagen zu hören, wie geschickt er die Sache angefangen.

Aber es verging ein Tag nach dem andern und kein Wischtuch zeigte sich.

Die vierzehn Tag nahten ihrem Ende und Jacintha's Geduld ebenfalls.

Nun faßte sie einen Entschluß und eines Morgens schnitt sie zwei große Trauben ab und pflückte einige Nectarinen, legte sie in einen Korb, deckte sie mit einer Serviette zu und suchte Herrn Eduard Rivière in seiner Wohnung auf. Sie trat in das Zimmer des jungen Regierungsbeamten und sprach so lange, als die Dienerin, welche sie eingelassen, zugegen war, von nichts als von den Früchten, welche sie für ihn gebracht, um sich für sein Wildpretgeschenk abzufinden. Sobald die Dienerin hinaus war, ließ sie die Maske fallen.

»Na, es ist Alles in Ordnung,« sagte sie, indem sie lächelte und mit den Augen blinzelte.

»Was ist in Ordnung?«

»Sie haben die Börse gefunden.«

»Was für eine Börse? Ich weiß nicht was Ihr meint.«

»Natürlich wissen Sie das nicht, Sie Kind der Unschuld! Sie haben keine mit Gold gefüllte Börse in den Garten von Beaurepaire hingeworfen.«

»Das habe ich auch nicht gesagt. Du lieber Gott, mit Gold gefüllte Börsen sind Luxusartikel, mit denen ich zur Zeit nur wenig Bekanntschaft habe.«

»So!« sagte Jacintha sich auf die Lippe beißend; »dann sind wir Freunde gewesen, weiter sage ich nichts.«

»O, die werden wir schon auch noch bleiben.«

»Nein, wenn Sie mir kein Vertrauen schenken, so sind Sie auch mein Freund nicht. Sie Undankbarer, wie können Sie mich hintergehen wollen! Ich weiß, daß Sie es gewesen sind.«

»Nun, wenn Ihr es wißt, was fragt Ihr mich dann?« entgegnete Eduard.

»Na, na, nur nicht so heftig!« rief Jacintha in verweisendem Tone. »Gestehen Sie nur, daß es seltsam ist, wenn Sie nicht mehr Neugier verrathen. Es sieht gerade so aus, als ob Sie die ganze Geschichte schon kennten.«

»Aber ich bin ja neugierig und wünsche sehnlich, daß Ihr mir sagt, was das eigentlich für eine Geschichte ist, anstatt Euch in den Kopf zu setzen, daß ich sie schon wisse.«

»Nun gut, ich will's Ihnen erzählen.«

Und Jacintha erzählte ihm nun den ganzen Vorgang, wie die Baronin die Börse gefunden, und auf wen dabei ihr Verdacht gefallen war.

»Ich wollte ich wäre der gewesen, der das Geschenk hingelegt hat,« sagte Eduard. »Aber sagt mir, liebe Freundin, hat es auch etwas genützt? Hat es diesen Damen die Mittel zur Befriedigung einiger ihrer Wünsche gewährt? Das ist die Hauptsache — nicht von wem es herrührt.«

Jacintha dachte nach und heftete ihr graues Auge auf den jungen Mann, während sie antwortete:

»Unglücklicherweise waren es zwei Goldstücke zu wenig.«

»Wie schade!«

»Keine meiner Herrinnen kauft sich jemals ein neues Kleid, ohne daß die andere auch eins bekommen. Nun fand sie, daß noch zwei Goldstücke mehr nöthig seyn würden, um für sämmtliche drei Damen neue Traueranzüge anzuschaffen. Deshalb haben sie das Geld aufgehoben, bis sie das noch fehlende zusammenbringen können.«

»Was!« rief Eduard; »also kann ich trotz dieses Geldes immer noch nicht hoffen, die jungen Damen außerhalb des Schlosses zu sehen?«

»Nein! Sie sehen, es war nicht genug.«

Rivière's Züge verfinsterten sich.

»Wohlan,« sagte Jacintha, indem sie einen aufrichtigen Ton annahm, »ich sehe wohl, daß Sie es nicht gewesen sind, aber wirklich anfangs hatte ich Sie im Verdacht.«

»Nun, es ist ja nichts, dessen ich mich zu schämen brauchte, wenn ich es gethan hätte.«

»Nein, gewiß nicht. Aber wie thöricht war es von mir, Sie in Verdacht zu haben, nicht wahr? Na, deswegen sollen Sie die Trauben dennoch bekommen.«

»O ich danke Euch — sie sind von Beaurepaire?«

»Ja. Leben Sie wohl. Sehen Sie nicht traurig. Meine jungen Damen werden wieder zum Vorschein kommen, sobald

sie die Mittel zur Anschaffung von neuen Trauerkleidern haben.«

Dann setzte sie mit plötzlichem Eifer hinzu:

»Sie haben doch mein Wischtuch nicht verloren?«

»Nein! nein!«

»Es wird besser seyn, wenn Sie mir es wiedergeben; dann bin ich beruhigt.«

»Nein, ich bitte um Entschuldigung — ich werde es behalten, denn es ist das einzige Mittel ein Wort mit Euch zu sprechen.«

»Aber Sie haben ja noch keinen Gebrauch davon gemacht?«

»Das kann noch alle Tage geschehen.«

Jacintha runzelte, während sie mit dem leeren Korbe wieder nach Hause ging, ihre schwarzen Augenbrauen und überdachte die ganze Unterredung.

»Ich weiß nicht warum er es mir gegenüber läugnen sollte, wenn er es gewesen ist. Aber dennoch wäre er ganz gewiß eifersüchtig und weit neugieriger gewesen, wenn er es nicht gewesen wäre. Na, auf jeden Fall habe ich ihn nun dreist gemacht und werde ihn belauern. Wenn er es gewesen ist, so werde ich ihn schon lehren mich zu hintergehen, während ich ihm bis jetzt als treue Freundin zur Seite gestanden!«

Der Zufall war diesen böswilligen Absichten günstig. Noch denselben Abend erklärte sich Dard — das heißt, nachdem er sich schon seit sieben Jahren indirect als Bewerber gerirt, machte er ein directes Anerbieten seiner Hand und seiner Verdauungsorgane.

Jacintha freute sich darüber sehr und hätte den kleinen Kerl auf der Stelle abküssen können.

»Wohlan, Dard,« sagte sie, »wenn ich überhaupt einen Mann nehmen wollte, so wärest Du es und kein anderer; ich habe mir aber so ziemlich fest vorgenommen, gar nicht zu heirathen, auf alle Fälle nicht eher, als bis meine Herrin mich entbehren kann.«

»Ach, dummes Zeug!« rief Dard, »so sagen Alle.«

»Nun, was Alle sagen, muß wohl wahr seyn,« entgegnete Jacintha.

»Aber blos dann, wenn sie auch dabei bleiben,« wendete Dard ein. »Es ist das ein Lied, welches alle Mädchen an der Kirchthür verstummen lassen, sobald sie überhaupt Gelegenheit dazu bekommen.«

»Wohlan, ich habe durchaus keine Eile, eine solche kleine Gelegenheit zu erhaschen,« entgegnete Jacintha, indem sie den Kopf emporwarf. »Doch — wohlan, Dard,« setzte sie nach einer Pause hinzu, »eine Liebe ist der andern werth. Wenn ich Dich nun heirathe, was wirst Du dann für mich thun?«

Dard entwarf eine glühende Schilderung von dem, was er für sie thun würde, sobald sie sein Weib wäre.

Sie bedeutete ihn, daß es sich nicht hierum handle, sondern um das, was er vorher für sie thun wolle.

Er erklärte sich bereit, Alles zu thun.

Dies brachte die contrahirenden Parteien zu einer Verständigung.

Erstens erzählte Jacintha ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß der junge Rivière Fräulein Josephinen liebe und daß sie seine Vertraute sey. Zweitens erzählte sie ihm, der junge Mann habe sie dadurch beleidigt, daß er sie hinsichtlich der Börse zu hintergehen versuchte, und drittens

befahl sie Dard, die Schritte des jungen Mannes Tag und Nacht zu überwachen, damit sie ihn durch ihre gemeinschaftlichen Bemühungen endlich ertappten.

Dard zog ein schiefes Gesicht und während er gelobte, Alles zu thun, war er durchaus nicht von der Absicht beseelt, etwas Specielles zu thun. Dennoch aber hatte er einmal sich bereit erklärt und zu seinen übrigen schon so mannigfaltigen Dienstleistungen kamen nun auch noch die einer Schildwache und eines Spions.

Zu der letztern Eigenschaft befähigte ihn seine anscheinende Stumpfheit eben so wie seine kleinliche, aber dennoch wirkliche Verschmitztheit. Ueberdies ward er auch täglich von Jacintha instruirt.

Doctor Saint-Aubin blieb mittlerweile bei seiner Behauptung, daß Perrin der heimliche Wohlthäter sey, und machte Alle darauf aufmerksam, daß seit jenem Tage der Notar sich nicht wieder auf dem Schlosse hatte sehen lassen.

Der Geber, mochte er seyn wer er wollte, ahnte nicht den Schmerz, den er dieser herabgekommenen aber stolzen Familie zufügte, eben so wenig als den schweren Kampf, der zwischen ihrer Bedrängniß und ihrem Zartgefühl stattfand. Die zehn Goldstücke waren eine fortwährende Versuchung, ein täglicher Conflict.

Die Worte, welche das Geschenk begleiteten, enthielten eine Entschuldigung und die Armuth der Empfänger zwang sie, es anzunehmen. Iht Stolz und ihre Würde widersetzten sich, aber diese blanken kleinen Goldstücke kosteten ihnen manche bittere Qual.

Die Berechnung, welche Jacintha dem jungen Manne vorgelegt, war eine rein imaginäre. Schon ein Theil der zweihundert Francs würde die armen Mädchen in den Stand ge-

setzt haben, vor der Welt sich zeigen zu können und dabei auch ihren Vater zu betrauern.

Die Baronin wußte das und dennoch durfte sie nicht sagen: »Nehmt Euch von diesen Goldstücken und kauft Euch, was Ihr braucht.«

Endlich aber wurden sie hierin wie in allen andern Dingen eines Sinnes. Sie kämpften, sie sträubten sich und endlich schlossen sie den Versucher ein und sahen ihn nicht mehr an.

Dem kleinen Stück Papier war jedoch ein freundlicheres Schicksal beschieden. Laura machte einen kleinen Rahmen dazu und verwahrte es in dem Schubfache eines in dem Salon stehenden Meubles. Ihre Mutter war an menschlicher Freundschaft verzweifelt und mit Verzagtheit und Wehmuth auf den Lippen hatte sie dieses Papier mit dem heiligen Wort »Freund« darauf gefunden.

Sie konnte nicht sagen, woher es kam — dieses gesegnete Wort. Aber wer kann sagen, woher der Thau kommt?

Die Wissenschaft stellt zweierlei Theorien darüber auf.

Darum will ich mich zu den Dichtern halten, welche sagen, er komme vom Himmel. Ueberhaupt werden wir nicht sehr irregehen, wenn wir alles Gute auf diese Quelle zurückführen.

Und somit fiel auch dieses süße Wort »Freund« wie Thau vom Himmel auf diese betrübten Herzen herab.

Sie verschlossen demnach das mächtige Gold vor sich selbst und verwahrten das freundliche Stück Papier in ihrem Herzen.

Die vierzehn Tage vergingen und Jacintha wußte immer noch nichts. Sie mußte um eine Verlängerung der Frist bitten. Laura gewährte dieselbe mit finsterer Miene, lächelte aber im Stillen.

Mittlerweile wußte Dard, Jacintha's kleiner Spion,

Gärtner, Liebhaber und was sonst noch, mit plumper Schlauheit das Vertrauen des jungen Staatsmannes zu gewinnen.

Der Verrath fand aber seinen Lohn. Der junge Staatsmann machte Dard zu seinem Factotum, das heißt, er mußte noch eine Menge kleine Verrichtungen auf sich nehmen. Schon früher hatte er eine Vermehrung derselben kaum noch für möglich gehalten, jetzt aber zwang ihm das, was er leisten mußte, eine förmliche Bewunderung seiner selbst ab.

In der einen Stunde hielt er eine lange Kette in den Händen, während Rivière die Felder des Schlosses Beaurepaire vermaß, die nächstfolgende ward ihm aufgetragen, einen Pächter auszuhorchen.

Dann hieß es auf einmal: »Bücke Dich, Dard!«

Diese Worte bedeuteten, daß er eine halbmondförmige Gestalt annehmen sollte, während Eduard, um seine Berechnungen oder Skizzen zu entwerfen, seinen breiten Rücken als Schreibepult benutzte.

Und dann, was das Allerdrolligste war, er, das faulste aller Menschenkinder, obschon die Tücke des Schicksals ihn zum geplagtesten gemacht, mußte den Bürger Rivière frühmorgens wecken.

Abends, nachdem er mit all seiner Arbeit fertig war, konnte er darauf rechnen, daß Jacintha ihn zum Lohn dafür ausschalt, weil er nicht die rechte Nachricht mit nach Hause brachte und nicht Talent genug besaß, sich die, welche man zu hören wünschte, auszusinnen.

Zweimal rapportirte er aber doch zu Danke. Das erste Mal war, als er ihr sagte, daß Rivière eine genaue Vermessung der Grundstücke von Beaurepaire begonnen habe, und das zweite Mal, als er erfahren, wie viel der Besitz des jun-

gen Bürgers betrug — vierhundert Francs monatlich, die allemal am Ersten des Monats ausgezahlt wurden.

»Dieser junge Mensch bekommt vierhundert Francs monatlich!« rief Jacintha. »Dard, heute sollst Du ein gutes Abendessen bekommen.«

Dard schmunzelte.

»Und während ich es bereite,« fuhr sie fort, »ist hier eine kleine Arbeit für Dich — damit Dir die Zeit nicht lange wird.«

»O weh!«

Jacintha hatte zwanzig Ellen Schnüre schwarz gefärbt und ein halbes Dutzend Klingeln abgeschnitten, die jetzt nicht mehr gebraucht wurden.

»Du wirst sie wieder an ihren alten Plätzen befestigen, wenn die Zeiten besser werden,« sagte sie.

Dard's Aufgabe bestand nun darin, einen weiten magischen Kreis um den Citronenbaum zu ziehen und die Klingeln so zu befestigen, daß sie nicht sichtbar waren, aber sogleich ertönten, wenn ein Fuß mit der unsichtbaren Schnur in Berührung kam.

Auch dieser Dienst ward von diesem Tage an Dard's Tagewerk einverleibt. Jeden Abend bei Einbruch der Dämmerung mußte er die Falle stellen, und von diesem Augenblicke an bis zum Schlafengehen waren Jacintha's Gedanken zur Hälfte nach außen gerichtet und ihre Ohren lauschten auf das mindeste Geräusch.

Eines Tages begegnete St. Aubin dem Notar. Er hielt ihn an, hob muthwillig drohend den Finger empor und sagte:

»Sie sind entlarvt.«

Der Notar ward bleich.

»Na,« rief der Doctor, »Sie treiben das Zartgefühl ein wenig zu weit.«

Der Notar stammelte einige unverständliche Worte.

»Eine im Verborgenen geübte gute That ist nichtsdestoweniger eine gute That.«

Diese Erklärung machte die Mystification des Notars vollständig.

»Sie sind ein würdiger Mann,« rief St. Aubin mit Wärme.

Der Notar verneigte sich.

»Die armen Damen können von Ihrer Freigebigkeit keinen Gebrauch machen, aber sie fühlen dieselbe tief und Sie werden einmal in einer bessern Welt Ihren Lohn dafür erhalten. Das sage ich Ihnen.«

Der Notar murmelte wieder einige unverständliche Worte. Er war ein Mann von mäßigen Wünschen und wäre ganz damit zufrieden gewesen, wenn auch keine andere Welt in Aussicht gestanden hätte. Er hatte die irdische studirt und wußte sie zu verwerthen. Er wünschte durchaus keine bessere, fürchtete aber zuweilen eine schlimmere.

»Ja, ja,« sagte Doctor St. Aubin, »ich sehe schon, wie die Sache steht. Wir hören uns nicht gern loben, nicht wahr? Wann werden wir Sie denn einmal auf dem Schlosse sehen?«

»Sobald als ich gute Nachrichten zu bringen habe.«

Und Perrin, der einem solchen Hagel von unerklärlichen Complimenten gern aus dem Wege gehen wollte, gab seinem Pferde die Sporen und galoppirte davon.

VII.

»Fräulein Laura!«

»Wer ist da?«

»Ich bin es.«

»Und wer ist dieses Ich?«

»Jacintha. — Sind sie schläfrig, Fräulein Laura?«

»Ach ja!«

»Dann ermuntern Sie sich! Sie müssen sogleich aufstehen.«

»Aufstehen! Warum denn? Das Schloß brennt wohl?«

»Nein, nein. Ich bringe eine wichtige Nachricht. Es ist möglich, daß ich mich irre, aber ich glaube es nicht — doch ganz gewiß bin ich auch nicht.«

»Ha, die Börse — die Börse!«

»Ja wohl. Hören Sie mich an, Fräulein Laura. Dard hat auf meinen Befehl seit einem Monate einen gewissen Jemand belauert. Wohlan, Mademoiselle, gestern Abend bekam dieser Jemand seine Besoldung — vierhundert Francs — und was glauben Sie wohl? Er befahl Dard, ihn eine Stunde vor Tagesanbruch zu wecken. Ganz gewiß ist wieder etwas im Werke.«

»Aber wann hast Du denn alles das erfahren?«

»Erst gestern Abend.«

»Warum sagtest Du es mir denn nicht gestern Abend schon?«

»Weil ich zu klug dazu war. Sie hätten dann die ganze Nacht kein Auge zugethan. Ich habe auch nicht schlafen können. Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren — binnen wenigen Minuten wird die Sonne aufgehen. Wie schnell könnten Sie sich wohl ankleiden, wenn es gälte, Ihr Leben zu retten?« fragte Jacintha ein wenig schnippisch. »In einer halben Stunde?«

»In einer halben Minute!« rief Laura. »Geh und wecke Josephine.«

Laura kleidete sich rasch an und eilte dann in Josephinens Zimmer. Diese warf sich eben nach ihrer gewohnten Weise langsam in die Kleider.

Laura half ihr, während Josephine lächelte und gähnte.

Während die muntere Hebe auf diese Weise die schmachtende Venus expedirte, ließ sich über ihnen plötzliches Fußgetrappel hören, und Jacintha kam einige Augenblicke später feuerroth in das Zimmer gestürzt.

»Ach, meine gnädigen Fräuleins! Ich bin oben auf dem Dachboden gewesen. Es kommt Jemand vom Dorfe her — ich lugte hinter dem Schornstein hervor. Es ist kein Augenblick zu verlieren — die Sonne ist auch schon aufgegangen.«

»Aber ich bin ja noch nicht fertig, liebe Jacintha!«

»Dann müssen Sie unangekleidet mitkommen,« rief Jacintha ungestüm.

»Es ist mir wirklich, als ob ich nicht angekleidet wäre,« sagte Josephine ruhig. »Du hast mich gar nicht ordentlich eingeschnürt, Laura. Ich will Euch nicht aufhalten — geht immer ohne mich.«

»Da höre man nur!« rief Jacintha, »und sie ist es, um derentwillen der junge Mann Alles thut.«

»Um ihretwillen?« rief Laura.

»Um meinetwillen?« rief Josephine.

»Ja, gnädiges Fräulein, um Ihretwillen. Ist das wohl zu verwundern? Sehen Sie nur einmal in den Spiegel — dieser wird Ihnen Alles erklären. Nein, sehen Sie nicht hinein — wir kommen sonst zu spät. Kommen Sie! kommen Sie nach unserm Versteck!«

»Was, wir sollen uns verstecken?«

»Nun, Sie glauben doch nicht, daß er es thun wird, wenn er Sie sieht, Fräulein? Und überdies, wie wollen Sie ihn ertappen, wenn ich Sie nicht in den Hinterhalt lege?«

»Du bist ein gutes Mädchen,« rief Laura; »Du hast wirklich originelle Gedanken.«

»Ich kann mich aber mit diesem originellen Project nicht recht befreunden,« bemerkte Josephine; »was soll ich zu einem Menschen sagen, den ich nicht kenne, selbst wenn ich ihn ertappe — was, wie ich hoffe, nicht der Fall seyn wird.«

»O wir haben ihn auch noch gar nicht,« sagte Jacintha, »und wenn Sie ihn auch nicht ertappen, so wird es doch nicht heißen »ich« sondern »wir«. Sie werden muthig seyn wie Löwen, wenn Sie sich zwei Einem gegenüber sehen und zwar auf Ihrem eigenen Grund und Boden. Eins und eins macht fünfzehn.«

»Eins und eins macht fünfzehn? Laura, Du bist angekleidet, laß Dir einmal die Sache erklären und leihe mir eine Stecknadel!«

»Ich meine, eine junge Dame an der Seite einer zweiten hat so viel Muth wie fünfzehn einzelne.«

Jacintha übernahm nun die Leitung der Expedition und führte ihre jungen Herrinnen rasch nach der großen Eiche.

»Hier hinein mit Ihnen und verhalten Sie sich still wie die Mäuschen.«

Die beiden Mädchen warfen einander einen komischen Blick zu und gehorchten dem General.

»Nun,« sagte Jacintha, »wenn Alles in Ordnung ist, so werde ich mich nicht rühren — ist dies nicht der Fall, so komme ich und sage es Ihnen. Gütiger Himmel, der Vorhang Ihres Fensters ist ja aufgezogen. Wenn er das sieht, so weiß er gleich, daß Sie wach sind. Ich eile, ihn wieder herunterzuziehen. Leben Sie wohl.«

»Wird sie wiederkommen, Josephine?«

»Nein, liebe Schwester.«

»Dann klopft mir das Herz. Denke Dir nur, daß wir hier einen Fremden belauern sollen!«

»Ehe wir an etwas Anderes denken, wirst Du so gut seyn, mir einmal diese Haftel erst ordentlich zuzumachen. Sollten wir uns wirklich zu einem Angriff auf den Feind entschließen, so wird es gut seyn, wenn wir in unseren Reihen so wenig Unordnung als möglich haben.«

Und Josephine verzog den Mund zu einem Schmollen, welches ganz allerliebst war.

Laura gehorchte. Während sie that, was Josephine ihr geheißen, sagte diese:

»Sieh nur, wie sauer es unserm Geschlecht ankommt, der Energie Widerstand zu leisten. Jacintha ist unsere Dienerin, aber sie besitzt Energie und Entschlossenheit. Dieses Mädchen, das eigentlich Befehle von mir zu empfangen hat, wollte, daß ich mich in eine absurde Position begeben sollte, und was ist die Folge? Vor einer Minute lag ich noch im Bett — jetzt steh' ich hier und weiß nicht was ich eigentlich beginnen soll.«

»Josephine,« sagte Laura in ernstem Tone, »wie kannst

Du in einem Augenblicke so furchtbarer Aufregung wie der gegenwärtige von so gleichgiltigen Dingen schwatzen?«

»Ach, beruhige Dich doch und sey vernünftig. Es wird Niemand kommen. Welchen Grund haben wir, zu vermuthen, daß Jemand heute Morgen hierherkommen werde?«

»Josephine,« rief Laura begierig, »dieses Mädchen weiß mehr, als sie uns gesagt hat. Verlaß Dich darauf, es ist etwas im Werke.«

»Still, still!« rief Josephine plötzlich in leisem, aufgeregtem Tone und hielt ihre zitternde Hand empor. Zugleich zeigte sie mehrmals rasch nach einander westlich durch den Baum.

Laura legte ihr Auge sofort an ein kleines in dem Baume befindliches Loch. Josephine hatte sich unwillkürlich von einer weit größeren Oeffnung zurückgezogen, durch welche sie gesehen zu werden fürchtete.

»Ja,« rief Laura flüsternd und zitternd.

Ein Mann stand in dem Park und schaute über das kleine Thor in die Plaisance herein.

Josephine hielt sich von der größern Oeffnung entfernt, durch welche sie ihn zuerst erblickt. Laura schaute bald durch das kleine Loch, bald zurück auf Josephinen.

Die Gestalt rührte sich nicht.

Diese Ungewißheit dauerte mehre Minuten.

Plötzlich machte Laura eine schnelle Bewegung und fuhr von dem Guckloch zurück, und in demselben Augenblick hörte Josephine das Thor öffnen.

Die Mädchen drängten sich unwillkürlich in der Mitte des Baumes an einander, wagten aber nicht zu sprechen, kaum zu athmen.

Nach einer Weile lugte Laura vorsichtig wieder hinaus, prallte aber wie von einem Schuß getroffen zurück, denn der Mann kam gerade auf die Eiche zu. Laura gab dies Josephinen durch eine ängstliche Geberde zu verstehen. Er ging langsam weiter und als Laura das nächste Mal hinaussah, konnte sie nicht mehr sagen, wo er war.

Nun horchte die vorsichtige Josephine an der östlichen Seite, wo der große Riß in dem Baume war, und Laura schielte durch das kleine Loch, im Fall er wieder sichtbar würde.

Während sie so beschäftigt war, fühlte sie sich auf einmal heftig geknippen und Josephine faßte sie bei der Schulter und zerrte sie in eine Ecke neben der Spalte.

Eben standen sie im Begriff, sich jede in ihrem Winkel zusammenzuducken, als der Schatten eines Mannes zwischen sie und den Baum fiel und liegen blieb. Jede der beiden Mädchen drück'e sich die Hand schnell und scharf auf den Mund, sonst hätten sie Eine wie die Andere laut aufgeschrien, als der Schatten zwischen sie fiel, in welchem sie den Vorläufer des Mannes selbst zu sehen glaubten.

Sie hefteten ihre erschrockenen Blicke darauf und duckten sich zusammen und zitterten. So war der Handel eigentlich nicht gewesen. Sie hatten sich versteckt, um zu ertappen, nicht um ertappt zu werden.

Endlich erlangten sie wieder hinreichende Fassung, um zu bemerken, daß dieser Schatten, von welchem die eine Hälfte auf dem Boden lag, während der Kopf und die Schultern ein wenig die Wand des Baumes hinaufragten, das Profil eines Mannes, aber nicht sein Gesicht en face vorstellte. Mit einem Worte, die Gestalt stand zwischen ihnen und der Sonne und betrachtete das Schloß, nicht den Baum.

Dennoch aber hätte, als der Schatten vor Josephinen den Hut abnahm, diese laut aufgekreischt, wenn sie nicht die Geistesgegenwart gehabt hätte, statt zu schreien, sich in ihre kleine feiste Hand zu beißen.

Der Schatten wischte sich mit dem Tuche die Stirn. Er war sehr schnell gelaufen. das arme Wesen! Einen Augenblick später war er verschwunden.

Sic transit gloria mundi.

Die Schwestern sahen einander an und athmeten ein wenig auf. Vorher hatten sie es nicht gewagt. Laura legte die eine Hand auf ihren wogenden Busen und schüttelte die andere kleine weiße Faust boshaft nach der Richtung hin, wo die Gestalt sich befinden mußte, und ihre Neugier ward vielleicht durch einen komischen Wunsch nach Rache angestachelt.

Sie schlüpfte nun durch den Spalt wie ein vorsichtiger Panther aus seiner Höhle und begann sich geräuschlos und geschmeidig wie eine Schlange langsam um den Baum zu winden.

Bald kam sie an einen großen hervorragenden Auswuchs des Baumes. Ihr helles Auge schaute um denselben herum, während ihr schlanker Körper für den, der sie belauerte, unsichtbar war. Josephine, die einen Schritt hinter ihr herkam, klammerte sich ebenfalls an die Eiche und wartete mit funkelnden Augen und glühenden Wangen auf Signale.

Der vorsichtige Eindringling hatte das Terrain recognoscirt, war mit erheuchelter Gleichgiltigkeit langsam um die Eiche herumspazirt und befand sich nun wohlbehalten am Ziele. Die Mädchen sahen, wie er mit der Hand in die Tasche fuhr, etwas aus derselben herauszog und unter den Citro-

nenbaum fallen ließ. Nachdem dies geschehen, hörten sie, wie er zufrieden in sich hineinlachte.

Dieses Lachen aber war von kurzer Dauer, denn in dem Augenblick, wo Laura die Börse aus der Hand fallen sah, gab sie Josephinen rasch ein Zeichen, um die andere Seite des Baumes zu schwenken und mit wunderbarer Präcision kamen beide Töchter von Beaurepaire plötzlich von entgegengesetzten Seiten auf den Eindringling zugeeilt.

Seine Sinne waren zu scharf und viel zu sehr auf ihrer Hut, als daß er nicht das Rascheln der Kleider sofort beim Beginne des Laufes hätte hören sollen, aber nun war es zu spät. Sie gingen nicht auf ihn zu, sondern kamen so rasch, daß es schien als wollten sie die Flucht ergreifen, anstatt einen Angriff zu machen.

Von ihrer ausgestandenen Angst wußte er natürlich nichts. Er sah und hörte weiter nichts als ein Rascheln und Klatschen wie von großen Flügeln auf beiden Seiten, und dann standen auf einmal zwei reizende jugendliche Gestalten mit engelgleicher Schnelligkeit neben ihm.

„Aha!“ rief er vor Schrecken zusammenfahrend und schaute von seiner ersten Angreiferin, Laura, nach dem Park. Sein erster Gedanke war, nach dies[illegible] zu flüchten.

Auf dieser Seite aber stand bereits Josephine, bemerkte den Blick und hielt die Hand empor, wie um zu sagen: „Hier passirt man nicht.“

In solchen Lagen sind die Gedanken schneller als der Blitz. Der junge Mann nahm seinen Hut ab und stammelte eine Entschuldigung.

„Ich wollte mir blos die alte ehrwürdige Eiche ansehen.“

Laura aber schoß auf die Börse zu und hielt sie vor Josephinens Augen empor.

Er war gefangen. Seine einzige Möglichkeit zum Entrinnen wäre gewesen, wenn er das große Thor zu erreichen gesucht hätte, aber er war nicht der Notar, sondern ein armer junger Mann, der die Geistesgegenwart verloren hatte, oder es vielleicht unartig fand, davonzulaufen, wenn eine Dame zu ihm sagte, er solle stehen bleiben.

Er that daher weiter nichts, als daß er das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, denn seine Wangen wurden blutroth bis an die Wurzeln seines jugendlich vollen glatten Haares hinauf.

VIII.

In dem Augenblick, wo unsere Heldinnen, die mit jener Verzweiflung, welche eine der zeitweiligen Formen der Feigheit ist, sich dem Feinde entgegenwarfen, sahen, daß sie einen Chinesen und keinen Tartaren gefangen, wechselten sie einen raschen Blick über das gesenkte Haupt des jungen Mannes hinweg und verwandelten sich binnen weniger als einem halben Augenblick in zwei Löwinnen an Tapferkeit und Würde. Mit der ruhigen Fassung eines hohen, gewaltigen Gemüthes redete Josephine ihn an.

Er zuckte ein wenig zusammen, als der erste Ton ihres schönen wohltönenden Sprachorganes an sein Ohr schlug.

»Fassen Sie sich, mein Herr,« begann sie, »und haben Sie die Güte, uns zu sagen, wer Sie sind.«

Eduard mußte antworten. Durch die Hände hindurch konnte er nicht sprechen und eben so wenig konnte er einem

Paar Löwinnen ins Gesicht schauen. Deshalb schlug er einen Mittelweg ein, nahm die eine Hand weg, schirmte sich mit der andern vor Josephinen und stammelte:

»Ich bin — mein Name ist Rivière und ich — ich — meine Damen! — ich —«

»Fürchten Sie sich nicht,« sagte Laura mit dem Ausdrucke königlicher Huld, »wir sind nicht sehr zornig.«

»Ich danke Ihnen, mein Fräulein.«

»Also,« hob Josephine wieder an, »Sie werden uns nun sagen, welches Interesse Sie an dem Schicksal der Baronin von Beaurepaire haben.«

»Ach, ich bin so verworren und verlegen, sonst könnte ich vielleicht antworten. Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, ich weiß nicht, wie es kommt, aber es ist mir als wäre ich keines Gedankens fähig. Erlauben Sie mir daher, daß ich mit der Versicherung meiner größten Ehrerbietung mich empfehle,« und er wollte die Flucht ergreifen.

»Noch nicht, mein Herr,« sagte Josephine. »Laura!«

Laura entfernte sich, indem sie wiederholt hinter sich schaute.

Nach langem Schweigen murmelte Eduard:

»Verzeihen Sie mir, mein Fräulein.«

»Ja,« antwortete Josephine erröthend, indem sie zugleich ein wenig von ihrer majestätischen Haltung verlor. Dann setzte sie hinzu:

»Wir würden in der That strenge Richter seyn, mein Herr, wenn wir — doch da kommt Laura mit der andern Börse. Nehmen Sie diese zwanzig Louisd'or, welche Sie so gütig gewesen sind hier zu lassen.«

Und ihre milchweiße Hand bot ihm die beiden Börsen.

Der junge Mann fuhr zurück und hob bittend die Hände empor.

„O nein, meine Damen — ich bitte Sie, thun Sie das nicht. Lassen Sie mich mit Ihnen sprechen. Meine Gedanken stellen sich wieder ein; ich glaube, ich kann nur ein paar Worte sagen, obschon nicht so wie ich vielleicht wünsche. Weisen Sie meine Freundschaft nicht zurück. Sie stehen allein in der Welt — Ihr Vater ist todt — Ihre Mutter hat weiter keine Stütze als Sie. Ich bin Ihr Nachbar, und Nachbarn sollen Freunde seyn. Und ich bin Ihr Schuldner — ich habe Ihnen mehr zu verdanken, als Sie jemals mir zu verdanken haben können, denn von dem Augenblicke an, wo ich in diese Gegend gekommen, bin ich glücklich gewesen. Ach, noch nie war ein Mensch so glücklich wie ich seit jenem Tage, wo ich Ihnen auf Ihrem Spazirgange begegnete. Ein einziger Blick, ein einziges Lächeln von einem Engel bewirkte das. All meine guten Gedanken, wenn ich deren habe, verdanke ich diesem Wesen. Ehe ich dieses sah, vegetirte ich blos — jetzt lebe ich. Und Sie sprechen von zwanzig Louisd'or — wohlan denn! ich will Ihnen gehorchen — ich will sie zurücknehmen. Da Sie mich in dieser Hinsicht kränken so werden Sie wenigstens dagegen gewähren, was Sie gewähren können, ohne Ihren Stolz zu verletzen — Sie werden meine Dienste, meine Hingebung annehmen. Sie haben keinen Bruder — ich habe keine Schwester. Lassen Sie mich Ihren Bruder seyn — und Ihr Diener auf immerdar."

„Herr Rivière," sagte Josephine bescheiden und doch stolz das Haupt emporrichtend, „Sie bieten uns zu viel und wir haben zu wenig Ihnen dafür zu bieten. Unser Haus droht den Einsturz und —"

„Nein, nein, mein Fräulein, Sie irren sich — man

hintergeht Sie. Sie glauben arm zu seyn — Andere, denen Ihr Wohl nicht am Herzen liegt, sagen dasselbe, ich aber, der ich Ihnen so viel verdanke, ich habe mich um Ihr Interesse genauer bekümmert. Ihr Besitzung wird auf die unverantwortlichste Weise schlecht bewirthschaftet — verzeihen Sie mir, daß ich dies sage. Sie sind noch in diesem Augenblicke reich, wenn Sie nur einen Freund hätten — einen Geschäftsmann, der Ihr Interesse treulich wahrnähme. Sie werden fortwährend betrogen — es ist abscheulich — aber man kann sich nicht darüber wundern, Sie sind Frauen und verstehen nichts von Geschäften — Sie sind Aristokraten und glauben sich nicht so weit erniedrigen zu dürfen.«

»Er spricht nicht ganz thöricht,« sagte Laura naiv.

»Und Sie verbannen mich, der ich doch Ihnen und Ihrer Mutter, der Frau Baronin, von so großem Nutzen seyn könnte. Dennoch sagen Sie, Sie verzeihen mir meine Zudringlichkeit, ich fürchte aber, daß dies nicht der Fall ist. O nein, dieses elende Geld hat mich Ihrer guten Meinung beraubt.«

»Nein, mein Herr, nein! — Sie haben unsere Achtung erworben und mit Recht verdient.«

»Aber nicht Ihre Bekanntschaft, wie?«

Die beiden jungen Damen schlugen die Blicke ein wenig beschämt zu Boden.

»Sehen Sie,« sagte der junge Mann in bitterem Tone, »wie vernünftig die Etikette ist. Hätte ich zufällig in irgend einem Hause gespeist, wo auch Sie speisten, und Jemand, den wir beide nicht achteten, hätte zu Ihnen gesagt: Erlauben Sie mir, Ihnen Herrn Rivière vorzustellen, so würde ich dann das Glück Ihrer Bekanntschaft gehabt haben. Dies wäre eine-

Vorstellung gewesen — aber alle diese Vorgänge sind keine und Sie werden daher niemals wieder mit mir sprechen.«

»Er spricht wirklich gar nicht thöricht,« sagte Laura.

Eduard warf ihr einen Blick inniger Dankbarkeit zu.

»Er ist noch sehr jung,« sagte Josephine, »und glaubt, der Gesellschaft neue Gesetze geben zu können. Die Gesellschaft ist aber zu stark, als daß sie sich von ihm oder von Dir Vorschriften machen ließe. Doch wollen wir ernsthaft seyn. Treten Sie näher, mein Herr.«

Eduard trat ein wenig näher und heftete eine Secunde lang zwei bittende Augen auf sie, dann senkte er sie zu Boden.

»Ehe wir scheiden — und scheiden müssen wir, denn Ihr Weg führt nach einer und unserer nach einer andern Richtung — hören Sie mich, die ich in dem Namen unseres alten Hauses spreche. Ihr Name ist mir nicht ganz neu — ich glaube, Sie sind ein Beamter im Dienste der Republik, mein Herr, aber Sie haben gehandelt wie ein Edelmann.«

»Mein Fräulein —«

»Möge Ihre Laufbahn eine glänzende seyn, Herr Eduard Rivière. Mögen die, welchen Sie zu dienen gelehrt worden, und denen Sie durch Ihren Dienst eine große Ehre erzeigen, dankbarer gegen Sie seyn, als die Umstände unserer Familie zu seyn erlauben. Wir, die wir schon an menschlicher Güte zu verzweifeln begannen, danken Ihnen, mein Herr, denn Sie haben uns gezeigt, daß die Welt noch durch Herzen wie das Ihre verschönt wird.«

Und sie bot ihm plötzlich ihre Hand wie eine mitleidige Göttin und ihr herrliches Auge blickte ihn an wie ein offener Himmel. Er neigte sich über ihre Hand und küßte sie wiederholt.

»Du wirst ihn noch zum Weinen bringen,« sagte Laura, welche schon die eigenen Augen feucht werden fühlte.

»Nein, nein!« rief Josephine, »er ist zu sehr Mann, als daß er weinen sollte.«

»Nein, nein, mein Fräulein, ich werde standhaft zu seyn wissen.«

»Und sehen Sie,« fuhr Josephine in mütterlichem Tone fort, »obschon wir Ihr armseliges Gold zurückgeben, so behalten wir doch Ihre beiden Börsen. Laura nimmt diese und meine Mutter und ich behalten diese. Sie werden uns stets an einen Mann erinnern, der uns zu helfen wünschte, ohne uns zu demüthigen.«

»Und ich glaube,« sagte Laura, »da sein Gold so unstät ist, so werde ich am besten thun, wenn ich es in diese von mir selbst kürzlich gefertigte Börse einkerkere. Da hier — es wäre unhöflich, wenn wir ihm sein Geld ohne Behältniß zurückgeben wollten.«

»Ach, mein Fräulein, welche Güte! Seyen Sie versichert, daß ich dieses Geschenk nicht zu einem so niedrigen Gebrauche verwenden werde.«

»Nun so leben Sie wohl, Herr Rivière!«

Die beiden Schwestern standen jetzt dicht neben einander und hielten sich mit ihren Armen umschlungen.

»Fräulein Laura, Fräulein Josephine, machen Sie sich, wenn Sie können, einen Begriff von meinem Glück — von meiner getäuschten Erwartung — leben Sie wohl! leben Sie wohl! — leben Sie wohl!«

Er entfernte sich so langsam und zögernd als möglich.

»Unzugänglich!« sagte er traurig bei sich selbst, während er langsam nach Hause ging »völlig unzugänglich! Und dennoch trat nach der ersten Ueberraschung ein Augenblick

ein, wo ich glaubte — doch nein. Ich trage die ganze Schmach einer solchen Ueberraschung und dennoch bin ich ihnen nicht näher gekommen, als zuvor. Ich bin sehr unglücklich! Doch nein, ich bin es nicht. Ich bin der glücklichste Mensch in Frankreich.«

Dann machte er den ganzen Auftritt nochmals durch, nur weit geschickter, und erröthete nochmals über seinen Mangel an Geistesgegenwart und ersann Reden, von welchen er doch nun keinen Gebrauch machen konnte und ward abwechselnd heiß und kalt.

»Armer Knabe,« sagte Josephine, »er ist traurig fortgegangen und das hat auch mich traurig gestimmt. Ich habe jedoch meine Pflicht gethan und er wird es mir noch einmal danken, daß ich sofort in ihm eine Zuneigung unterdrückt habe, die ich doch niemals hätte erwidern können.«

»Bist Du mit deinen Bemerkungen fertig, liebe Schwester?« fragte Laura trocken.

»Ja, Laura.«

»Nun denn — an's Werk.«

»An's Werk?«

»Ja — nein — gehe noch nicht hinein. In Folge dieses Vorfalles ist nothwendig eine kleine Verabredung zwischen uns nöthig — wie der Notar sagen würde — und wir werden wohlthun, uns darüber sofort zu verständigen, weil es, wie Du weißt, in ein paar Tagen zu spät seyn könnte.«

»Aber worüber sollen wir uns denn verständigen?«

»Nun darüber, welche von uns beiden ihn nimmt — weiter nichts.«

»Wen denn?«

»Nun, Eduard!« entgegnete Laura schüchtern, indem sie ihre Blicke zu Boden senkte.

Josephine betrachtete ihre Schwester mit Verwunderung und komischem Entsetzen. Nach einem langen Blick, der mehr sagte, als Worte auszudrücken vermögen, entgegnete sie:

»Sagte Jacintha nicht, ich sey die, von welcher der arme junge Mann träume?«

»O, Du sollst ihn auch haben, Schwester,« antwortete die schlaue Kleine, »wenn Du nemlich darauf bestehst.«

»Was sind das für Worte! Ich werde noch ganz bös auf Dich werden!«

»Na, ich weiß wohl, daß ich Dir nicht durch zu große Zudringlichkeit lästig werden darf. Du brauchst ja blos zu sagen, daß Du ihn ablehnst.«

»Daß ich ihn ablehne? Der arme junge Mann! Er hat mich ja noch gar nicht verlangt!«

»Also mit einem Worte, mag nun der Vorwand seyn, welcher er wolle, Du lehnst es ab ihn abzulehnen.«

»Wie kannst Du wagen so etwas zu sagen, Laura! Natürlich lehne ich ihn ab.«

»Ich danke Dir, meine Schwester,« rief Laura schnell und küßte Josephinen. »Das ist das herrlichste Geschenk, welches Du mir jemals gemacht — deine Liebe ausgenommen. Ha, was ist das auf deiner Hand? Sie ist naß — es sieht aus wie der Thau auf einer Lilie. Es ist eine Thräne aus seinem Auge — Du Grausame!«

»Nein, es geschah, als ich freundlich zu ihm sprach. Ich besinne mich jetzt, daß ich etwas fühlte! Der arme junge Mann!«

»Kieselherz, welches eine Stunde darnach Mitleid heuchelt. Doch halt, unserm Uebereinkommen zu Folge gehört diese Thräne mir,« und sie zog den Kamm aus ihrem vollen braunen Haar, welches in einer dicht seidenen Masse herab-

fiel. Damit entfernte sie den Thau von der Lilie, rollte es dann schnell wieder zusammen und steckte es fest.

Josephine seufzte tief auf.

»Meine Schwester, Du erschreckst mich. Eile nicht so muthwillig an den Rand eines Abgrundes. Laß Dich von mir warnen. O warum sind wir hierher gegangen! Jacintha, was hast Du gethan!«

»Diese gute Josephine mit ihren bangen Ahnungen! Gestehe nur, Du hältst mich für eine Närrin.«

»Ich halte Dich für ein Kind, welches mit Feuer spielt, wenn man es ihm nicht wehrt.«

»Mit neunzehn und einem halben Jahre ist man kein Kind mehr. Ach, wie sind doch manche Menschen mit Blindheit geschlagen! Dich, Josephine, kenne ich auswendig, aber mich kennst Du nur ein ganz klein wenig. Du hast blos die Seite beobachtet, die ich Dir zuwende, Dir, welche ich mehr liebe, als ich jemals einen Mann lieben werde. Bewahre dein Mitleid für Herrn Rivière, wenn er mir jemals in die Hände fällt, nicht für mich. Mit einem Worte, Josephine, die Stunde ist gekommen, wo ich Dir etwas offenbaren muß. Ich bin kein Kind mehr. Ich bin eine erwachsene Jungfrau!«

»Ach, um so schlimmer!«

»Aber ich bin nicht ein solches weibliches Wesen, wie Du bist, und dem Himmel sey um unser beider willen Dank, daß ich es nicht bin!«

Josephine sah sie verwundert an.

»So hat sie noch nie mit mir gesprochen,« dachte sie bei sich selbst. »Das ist Ihr Werk, Herr Rivière! — Unglückliche!« setzte sie darauf laut hinzu, »was bist Du denn, wenn Du mir nicht ähnlich bist, die ich Dich so innig liebe!«

»Nein, meine Schwester, ich habe die Ehre, das Gegentheil von Dir zu seyn.«

»Das Gegentheil!« rief Josephine verwundert.

»Ja, denn Du bist ein Engel, ich aber ein Teufel!!« rief Laura mit geheimnißvollem Flüstern, aber im ernsten Tone der vollkommensten Ueberzeugung, indem sie zugleich Josephinen den Zeigefinger ihrer rechten Hand entgegenstreckte, wie um ihren Worten eine desto schärfere Pointe zu geben.

Sie ließ einige Secunden verstreichen, um der wichtigen Mittheilung Zeit zu lassen, sich dem Herzen ihrer Schwester einzuprägen, und dann begann sie gleich einer muthwilligen Elfe um Josephinen herumzutanzen, während diese langsam und nachdenklich über den Rasenplatz nach dem Schlosse ging.

Man kann sich leicht denken, was der Gegenstand der Unterhaltung beim Frühstück und überhaupt den ganzen Tag über war. Die jungen Damen zeichneten jedoch die Geschichte ihrer seltsamen Begegnung nur mit den gröberen Umrissen und enthielten sich jeder directen Andeutung, daß sie glaubten, Herr Rivière habe sich in eine von ihnen beiden verliebt. Sie stellten ihren Zuhörern frei, dies zu vermuthen oder nicht.

Die Baronin ihrerseits war durchaus nicht geneigt, ihren Töchtern Liebesgedanken in die Köpfe zu setzen. Deshalb verschwieg sie, obschon sie zu schlau war, um nicht Cupido's Hand in diesem ganzen Vorgange zu argwöhnen, ihren Verdacht, und sprach von Rivière's Handlung, als ob sie dieselbe blos von ihrer zartsinnigen, edelmüthigen und uneigennützigen Seite betrachtete.

Der männliche Scharfsinn in der Person des guten Doctors St. Aubin bildete sich nicht wenig auf seine überlegene Schlauheit ein und führte dieselbe Sprache wie die Andern,

lächelte aber dabei im Stillen über die weibliche Leichtgläubigkeit.

Kaum waren drei Tage verflossen, drei lange, ermüdende Tage für einen gewissen Freund von uns, als Jacintha, indem sie durch die Küchenfenster blickte, das Nothsignal von einem Baume im Parke wehen sah.

Sie schlüpfte hinaus und Eduard Rivière war richtig da.

Ihre Zunge setzte sich sofort in Bewegung. Zuerst fragte sie ihn frohlockend, ob es ihm wohl etwas geholfen habe, ihr etwas verschweigen zu wollen, und dann erzählte sie ihm ihren eigenen Scharfsinn und dabei, wie solche Charaktere zu thun pflegen, die halbe Geschichte. Dard's Antheil an derselben verschwieg sie, denn sie bedurfte vielleicht wieder einen ähnlichen Dienst von ihm — wer konnte das wissen? Dennoch aber erzählte sie, daß sie es gewesen, welche die jungen Damen bewogen, sich an jenem Morgen in den Hinterhalt zu legen.

Rivière hob, als er dies hörte, die Hände empor und betrachtete sie wie ein moralisches Krokodil.

Sie setzte diesem Blicke die größte Gelassenheit entgegen, lächelte keck und stemmte die Arme in die Seite.

»O, Jacintha, Ihr könnt Euch hier herstellen und mir dies sagen! Welche Bosheit! Blos weil ich aus Zartgefühl, welches vielleicht gar nicht am rechten Orte war, es Euch nicht gern sagen wollte.«

»Sie sehen also nicht ein, daß ich trotz Ihrer Undankbarkeit Ihre beste Freundin gewesen bin?«

»Nein, Jacintha, das sehe ich nicht ein — Ihr habt mich ins Verderben gestürzt. Urtheilt selbst!«

Nun erzählte er ihr Alles, was in der Plaisance geschehen war. Es war dies für sie nur wenig Neues. Dennoch aber interessirte es sie, die ganze Geschichte im Zusammenhange und von seinem Standpunkte aus erzählen zu hören.

»Ihr sehet also, liebe Jacintha, daß ich in Folge eures Manövers den Abschied bekommen habe — freundlich, aber o, wie kalt und bestimmt! Nun ist alle Hoffnung zu Ende.«

»Ha! ha! ha!«

»Wie, Jacintha, Ihr könnt über den Untergang meiner Hoffnungen noch lachen?«

»Ha! ha! ha! Also sie hat Ihnen den Abschied gegeben!«

»Ja, und es bleibt mir weiter nichts übrig —«

»Als denselben nicht anzunehmen,« sagte Jacintha.

»O nein,« entgegnete Rivière in wehmüthigem, aber festem Tone; »wenn ich auch ihrer Liebe entsagen muß, so will ich wenigstens ihre Achtung genießen.«

»Ihre Achtung? Wie kann sie einen Mann achten, der ihr beim ersten Worte den Rücken zukehrt?«

»Aber dieses Wort hat sie gesprochen, sie, deren leisestem Worte ein wahrer Anbeter gehorchen muß und wenn ihm auch das Herz darüber brechen sollte. Darf ich denn eine Dame nicht bei ihrem Worte halten?«

»Ach lieber gar, Sie kleiner Narr! — Doch ich muß wieder fort — ich muß Kaffeh kochen.«

»Verwünscht wäre der Kaffeh! Wie könnt Ihr es über Euch gewinnen, in einem Augenblicke wie dieser an Kaffeh zu denken, liebe Jacintha?«

»Ich bitte Euch, erklärt Euch näher!«

»Was könnte das nützen, wenn Sie sich beharrlich einbilden, eine Dame sey ein Mann?«

»Nein, nein, ich will mir nichts einbilden. Sprecht mit mir von den Frauen, wenn Ihr glaubt, daß Ihr sie versteht.«

»Nun gut, es soll geschehen. Mehr als alles Andere verachten die Frauen einen Mann, der ihnen gegenüber keinen Muth hat. Sie sehen sich nach etwas um, was stärker ist, als sie selbst sind. Ein Weib haßt es, die ersten Schritte thun zu müssen. Sie zieht sich gern fortwährend zurück, ohne jedoch vollständig die Flucht zu ergreifen. Sie begnügt sich nicht damit, zu nehmen, was sie braucht, und Gott dafür zu danken — dieses Etwas ist nemlich ein Mann. Sie will auch damit spielen, wie die Katze mit der Maus. Sie muß Schwierigkeiten machen und der Mann soll dieselben besiegen. Blos zu diesem Zwecke macht sie sie überhaupt. Wenn er ein solcher Narr ist, von den Schwierigkeiten sich besiegen zu lassen, nun dann sey ihm der Himmel gnädig, denn sie ist es nicht. Ihr größtes Vergnügen besteht darin, ein halbes Dutzendmal »Nein« und endlich »Ja« zu sagen. Wenn man sie gleich bei dem ersten Nein beim Worte hält, so verursacht man ihr sechs bittere Täuschungen, denn dann kann sie nicht die anderen Nein sagen, und, was das Schlimmste ist, sie kann auch das Ja nicht sagen, welchem sie entgegensah und welches schon fortwährend in ihrem Herzen klang. Meine junge Herrin ist halb Engel halb Weib. Wenn Sie daher sie aufgeben, weil sie es Ihnen befiehlt, so wird Sie sie blos verachten — wäre es dagegen meine andere junge Herrin, oder ich, so würden wir Sie auch noch hassen.«

»Mich hassen? Um meiner Selbstverläugnung und meines Gehorsams willen?«

»Nein, deswegen nicht, wohl aber würden wir Sie hassen, weil Sie ein Narr wären. Und hassen würden wir Sie mit einer Bitterkeit, von der Sie keinen Begriff haben!«

»Das kann ich nicht glauben! Welche furchtbare Ungerechtigkeit!«

»Ungerechtigkeit! Wer erwartet denn Gerechtigkeit von uns? Wir sind gute Geschöpfe, aber um Gerechtigkeit bekümmern wir uns nicht. Es ist das ein Wort welches Sie niemals von einer Frau hören werden, ausgenommen, wenn sie zufällig gerade in demselben Augenblicke eine furchtbare Ungerechtigkeit verübt. Das ist unser Gesetz in Bezug auf Gerechtigkeit.«

»Jacintha, eure Ansichten von eurem Geschlechte sind hart und schroff. Die Frauen sind edler und besser als die Männer.«

»Ja, ja, Sie sehen sie in weiter Entfernung, ich aber sehe sie in der Nähe und da sieht Manches anders aus.«

»Das kann ich kaum glauben. Uebrigens waret Ihr ja auch nicht zugegen, und habt nicht gehört, in wie freundlichem, aber auch wie festem Tone sie mir dankte, und mir dabei Lebewohl sagte.«

»Ich sage Ihnen, ein Wort ist in dem Munde eines Mannes eine Sache, in dem einer Frau aber blos ein Wort. Uebrigens,« setzte sie in plötzlich heftigem Tone hinzu, »wenn Sie die Sache besser verstehen als ich, so thun Sie was Sie Lust haben. Wir wollen nicht weiter davon sprechen.«

»Grausame Jacintha, wie könnt Ihr Euch mit mir zanken, der ich keinen Freund habe als Euch. Ich will Euch ja gern Gehör schenken, denn euer Scharfsinn ist wirklich groß. Rathet mir wie eine Schwester — ich höre.«

»Wie eine Schwester! Ach, mein lieber junger Herr, sagen Sie nicht das.«

»Warum nicht?«

»Nein; guter Rath ist selten willkommen.«

»Nein, bei mir nicht. Ich bitte Euch, sprecht, Jacintha!«

»Ja, ich werde es thun, aber wenn ich gesprochen habe, dann werde ich Ihr hübsches Gesicht niemals wieder so nahe bei dem meinen sehen. Sie sehen, wie uneigennützig ich bin — o wie hasse ich es, die Wahrheit zu sagen!« rief sie mit frommer Inbrunst. »Die Wahrheit macht die Menschen nur unglücklich.«

»Jacintha, bedenkt was Ihr zu Gunsten der Wahrheit sagtet, als wir uns das erste Mal trafen.«

»Das weiß ich nicht mehr und was kommt auch weiter darauf an was ich gesagt habe? Wohlan, mein armer Sohn, ich will Ihnen mit gutem Rath an die Hand gehen wie eine Mutter — entsagen Sie ihr.«

»Ich soll ihr entsagen?«

»Ja, denken Sie nicht mehr an sie, denn es steht Ihnen etwas im Wege, was eben so schwer zu überwinden ist als die albernen Worte, welche meine junge Herrin gesprochen, leicht zu überwinden seyn würden.«

»O was ist das? Ich zittere vor Angst.«

»Es ist ein Mann.«

»Ha!«

»Es steht Ihnen ein anderer Mann im Wege.«

»Aber wer? Der elende alte Doctor?«

»O wenn es blos der wäre! Nein, es ist ein junger Mann. Sie kennen ihn nicht — er ist seit Jahren nicht hier gewesen, aber was macht dies weiter aus, wenn sein Bild in

ihrem Herzen thront? Und dies ist der Fall. Ich belauschte sie neulich und ich hörte etwas, was mir die Augen öffnete. Ich bin grausam gegen Sie, mein Sohn — verzeihen Sie mir.«

Jacintha wagte kaum ihren schüchternen Novizen anzusehen. Sie wollte den Streich nicht fallen und ihn unter demselben taumeln und bleich werden sehen. Als sie aber aufblickte, siehe! da war er nicht bleich, sondern roth.

»Was ist er?« fragte er in strengem Tone.

»Er ist Soldat.«

»Das freut mich. Dann wird er sich mit mir schlagen und ich werde ihn tödten.«

»Wie? was?«

»Und Ihr glaubt, ich würde nun nachgeben? ich würde sie einem unwürdigen Nebenbuhler überlassen?«

»Wer hat denn gesagt, daß er unwürdig sey?«

»Ich sage es.«

»Weshalb glauben Sie das?«

»Weil er niemals hierher kommt, weil er vernachlässigt, was nur ein Schurke vernachlässigen könnte, den größten Schatz, den die Welt besitzt. Nein, er verdient ihn zu verlieren — und er soll ihn verlieren. Ich danke Euch, Jacintha, Ihr zeigt mir meine Thorheit. Nun nehme ich den von ihr gegebenen Abschied nicht an — darauf verlaßt Euch. Nein, nein! Wenn sie mir irgend etwas Anderes befähle, so würde ich es thun und wenn ich mir den Weg durch Feuer, Wasser und Blut bahnen müßte. Wenn sie mich aber auffordert einem Nebenbuhler Platz zu machen, dann antworte ich: niemals! niemals! niemals!«

»Aber wenn sie ihn nun liebt?«

»Das ist eine vorübergehende Phantasie, denn der Gegenstand ist ein unwürdiger. Es ist meine Pflicht, sie von

einer übelangewandten Neigung zu heilen, die sie niemals glücklich machen kann. Sie wird es mir noch danken — sie wird mich dafür segnen. Ich frage Euch — auf wessen Seite seyd Ihr — auf der seinen oder auf der meinen?«

»Können Sie noch fragen?«

»Gehen die jungen Damen im Park spaziren?«

»Jeden Tag eine halbe Stunde.«

»Zu welcher Stunde?«

»Das ist unbestimmt.«

»Und ich kann wegen jener verwünschten großen Ulme nicht in den Park sehen! Sie versperrt mir gerade die Aussicht von meinem Fenster aus. Ihr verrathet mich doch nicht, wenn ich sie einmal in der Nacht umhaue?«

»Ganz gewiß nicht. Aber würden Sie wirklich den Muth haben, einen von diesen geheiligten Bäumen umzuhauen?«

»Seht Euch morgen darnach um,« antwortete er grimmig. »Schaut aber sehr tief, sonst seht Ihr ihn nicht. Ich haue jede eurer Ulmen mit so wenig Gewissensscrupel um, als ich ein halbes Dutzend Nebenbuhler niederstrecken würde.«

»Sie scheinen mir wirklich nicht recht bei Sinnen zu seyn. Indessen, ich brauche Feuerholz und vor allen Dingen Reisigholz für meinen Backofen, denn Sie müssen wissen, mein Freund, daß einige Pächter eine Quantität Mehl abgeliefert haben und deshalb —«

»So ist's recht. Denkt an weiter nichts als an eure Küche. Sprecht von weiter nichts, als von eurer Küche. Ich frage Euch: lebt eure Seele nicht eben so ausschließlich in eurer Küche wie euer Körper?«

»Mein Herr!«

»Entschuldigt, daß ich mich ein wenig ereiferte. Indessen ich werde euern Rath befolgen. Ihr sollt niemals wieder nö-

thig haben, mich anzuspornen. Es ist klar, daß Ihr das weibliche Geschlecht am besten kennt — sie soll so viel Schwierigkeiten machen, als ihr beliebt, sie soll zwölfmal »Nein« sagen anstatt sechsmal, wenn sie Lust hat. Ich werde sie belagern. Ich will um sie gegen alle Soldaten der Welt und mit allen Teufeln der Hölle kämpfen.«

Und mit diesen Worten eilte er davon.

Jacintha schaute ihm nach, so lange seine schlanke anmuthige Gestalt sichtbar war. Dann versank sie in Gedanken, was bei dieser rühdrigen Person nicht oft der Fall war.

Ein Romanschreiber pflegt sonst nicht auf die stillen Betrachtungen einer Köchin einzugehen, aber eben deswegen wollen wir es thun.

»Hm! hm!« sagte sie im Stillen, »ich gedachte dem jungen Mann eine Lehre zu geben und habe von ihm eine erhalten. Ich glaubte etwas zu verstehen, aber es war nichts damit. Wie unerklärlich! Meine junge Herrin legte blos einen Strohhalm zwischen ihn und er prallte zurück, als ob es Goliath's Speer wäre. Ich dagegen zeigte ihm die eiserne Thür, die sie von einander trennt, und er stürmt dagegen an, als ob es ein Bogen Papier wäre. Doch was stehe ich denn da? Mein Topf! mein Topf!«

Und sie eilte, so schnell sie konnte, wieder zurück in ihre Küche.

IX.

»Ach, gnädige Frau, der Wind hat einen Baum im Park umgerissen.«

»Unmöglich, Kind, es ist vorige Nacht ja gar kein Wind gewesen.«

»Nein, das nicht, aber wohl vor einigen Tagen.«

Laura kicherte.

»Ja, ja, Fräulein, er kann nach und nach locker geworden seyn.«

Laura lachte, die Baronin aber war ernst.

»Wir wollen Alle hinuntergehen und ihn ansehen,« sagte sie in traurigem Tone. Ein Baum war für sie ein alter Freund.

Da lag der gewaltige Riese auf der Erde, die er mit seinen hundert Armen und tausend Fingern durchwühlt. Seine gigantischen Verhältnisse zeigten sich nun erst durch die Bodenfläche, welche er bedeckte, und die furchtbare Lücke, welche sein Fall in der Luft und in der Aussicht bewirkte. Der Doctor besichtigte den Baum genauer, besonders den Stumpf, und sagte: »Hm! hm!«

Die Baronin betrachtete nur die Masse und den Ruin.

»Ein böses Omen, meine Kinder!« sagte sie. »Den Sturm hielt er aus und in einer einzigen ruhigen Nacht stürzte er. So wird es mit dem Hause Beaurepaire auch einmal kommen.«

»Na,« sagte Jacintha in tröstendem Tone, »jetzt, da er einmal daliegt, müssen wir das Beste thun, was wir damit thun können. Es fehlte mir ohnedies an Feuerholz, ganz besonders an Reisig.«

Die Baronin zuckte die Achseln über diese Küchenphilosophie und ging mit Josephinen weiter.

Der Doctor hielt Laura zurück.

»Ihrer Frau Mutter wollte ich es nicht sagen, um ihr keinen Verdruß zu machen; aber ich bin überzeugt, daß dieser Baum umgehauen worden ist.«

»Unmöglich!«

»Es ist aber so. Kommen Sie nur einmal und sehen Sie sich den Stumpf an. O, ich habe Tausende von Bäumen fällen sehen — es ist das ein interessantes Schauspiel — fast wie wenn man einem Menschen den Kopf — doch das gehört weiter nicht hierher. Sehen Sie nur, wie glatt drei Viertheile des Holzes abgebrochen sind! Auch ist man so schlau gewesen, den Baum drei Fuß hoch über dem Boden durchzuschneiden. Das ist nicht das Werk der Natur, sondern des Menschen. Laura, das fehlte nur noch! Sie haben einen Feind — einen heimlichen Feind.«

»Ha!« rief Laura mit blitzenden Augen, indem sie ihre Hand zu einem eckigen Schneeball formte, »ha! wenn ich ihn nur hier hätte! Ich wollte ihn —«

Diese Drohung endete mit einem plötzlichen Gekreisch, denn ein junger Mann sprang von der Straße über die Hecke und blieb dicht vor ihnen stehen.

Er nahm den Hut ab, ward feuerroth und ergoß sich in einen Strom von Entschuldigungen.

»Mein Fräulein — mein Herr, ich sah, daß ein großer Baum umgestürzt ist und meine Neugier — vergeben Sie mir

meine Zudringlichkeit —« und er that als wollte er sich entfernen, warf aber einen zögernden Blick auf den gefallenen Baum.

»Bleiben Sie, mein Herr,« sagte St. Aubin höflich, »und da Ihre Augen jünger sind als die meinen, so ersuche ich Sie, den Stumpf und auch den Baum in Augenschein zu nehmen und mir dann zu sagen, ob mein Verdacht gegründet ist. Ist dieser Baum zufällig oder durch Menschenhand gefallen? Sagen Sie mir Ihre Meinung, mein Herr.«

Rivière eilte mit dem Ausdruck der lebhaftesten Neugier auf den Stumpf des Baumes zu und betrachtete ihn genau. Er spielte gar nicht schlecht Komödie.

»Dieser Baum,« erklärte er, »ist gefällt worden. Sehen Sie, mein Fräulein,« rief der junge Schalk, in der Absicht, sie ebenfalls mit in das Gespräch zu ziehen, »sehen Sie hier diesen Axthieb im Holze und hier die Spuren von den Zähnen einer Säge.«

Laura fand sich dadurch bewogen, sich zu nähern, und er begann eine weitläufige Erklärung, um sie in seiner Nähe zu behalten, und fragte sie, ob sie dies sähe und ob sie jenes sähe, und sie sah sich dadurch genöthigt, mit ihm zu sprechen. Er bewies ihr zu ihrer vollständigen Ueberzeugung, daß Jemand die Ulme umgehauen habe.

»Welch ein Schurkenstreich!« rief St. Aubin.

»Welch eine Schandthat!« rief Laura.

Rivière schlug den Blick zu Boden und begann den Stumpf noch einmal zu besichtigen.

»O, wenn ich ihn in meine Gewalt bekäme!« rief Laura im Feuer ihrer Entrüstung.

»Ja, das wünschte ich auch, mein Fräulein,« sagte Eduard mit einem drolligen Blick, dann setzte er mit imponi-

rendem Ernste hinzu: »Mein Herr, ich habe die Ehre, Diener der Staatsregierung für diesen District zu seyn, wie Ihnen vielleicht schon bekannt ist.«

St. Aubin sah Laura mit fragendem Blicke an.

Laura konnte ihm jedoch keine Erklärung geben, weil sie, wenn sie den Namen des jungen Mannes genannt, zugleich St. Aubin in den Stand gesetzt hätte, die Börse und diesen Sprung über die Hecke zusammenzureimen. Sie erröthete schon bei dem bloßen Gedanken, sagte aber nichts.

Rivière fuhr fort:

»Wenn Sie wirklich glauben, daß dies aus Bosheit geschehen sey, so will ich eine Untersuchung einleiten.«

»Sie sind sehr gütig, mein Herr. Es ist allerdings eine geheimnißvolle Geschichte.«

»Mit einem Worte, machen Sie sich darüber weiter keine Sorge. Ich nehme die Sache in meine Hände, und erfülle, indem ich dies thue, blos meine Pflicht. Brauche ich wohl hinzuzufügen, mein Fräulein, daß die Pflicht in diesem Falle zum Vergnügen wird? Wenn einer Ihrer Nachbarn dieses Verbrechen begangen hat, so wird es an den Tag kommen, wo nicht, so ist doch die gegenwärtige Staatsregiecung, wie ich Ihnen versichern kann, ein hunderthändiger Briareus, und eine seiner Hände wird früher oder später den fassen, welcher es gewagt hat, Ihnen etwas zu Leide zu thun, mein Fräulein.«

Und nachdem er diese Worte gesprochen, zog er, um ihnen noch mehr Nachdruck zu geben, mit einer Amtsmiene sein Notizbuch heraus, schrieb ein paar Zeilen hinein und steckte es dann wieder in die Tasche.

»Mein Herr, mein Fräulein, empfangen Sie noch einmal meine Entschuldigungen wegen meiner unbescheidenen Neugier, welche ich niemals Ursache haben werde zu bedauern,

dafern sie nicht zur Entdeckung dessen führen sollte, was Sie auf dem Herzen haben,« und mit einer tiefen Verbeugung entfernte er sich.

»Ein allerliebster junger Mann, Fräulein Laura,« hob der Doctor an.

»Wer? Dieser vorwitzige Gelbschnabel? Was sehen Sie denn Allerliebstes an ihm?«

»Einen Gelbschnabel nennen Sie ihn? In meinen Augen ist er ein junger Apollo, dessen Züge nicht blos Verstand und Scharfsinn, sondern auch Herzensgüte verrathen.«

»O, o, Doctor, was sagen Sie da!«

»Ich habe seit langer Zeit kein solches Gesicht gesehen,« rief der Doctor und ward beinahe zornig.

»Und ich wünsche kein solches wieder zu sehen.«

»Gestehen Sie wenigstens, daß seine Manieren sehr gewinnend und angenehm sind.«

»Republicanische Dreistigkeit, Doctor! Die möge bewundern wer kann.«

»O nein — es war die ehrerbietige Ungezwungenheit eines jungen Mannes, der nicht die Aufmerksamkeit auf seine eigenen Vorzüge zu lenken, sondern einfach, höflich zu seyn wünschte.«

»Nach meiner Ansicht war dieser Sprung über unsern Zaun und dieses vorschnelle Erbieten, unsere Angelegenheit zu der seinen zu machen, ein starker Beweis von Frechheit.«

»Wenn es nicht mit eben so viel Bescheidenheit als Artigkeit geschehen wäre,« entgegnete Saint-Aubin; »der arme Knabe ist aber Republicaner. Aus diesem Grunde können Sie nicht gerecht seyn. O Politik! Politik! du verdrehst die Köpfe — du fesselst das Urtheil — du verdirbst das Herz — lassen Sie uns sehen, ob es Ihnen nicht sogar die Augen

verblendet hat. Bemerkten Sie die Farbe seiner Wangen — Lilien und Rosen? Wie?«

»Es ist die gewöhnliche Gesichtsfarbe eines Knaben — roth und weiß.«

»Und seine seelenvollen Augen!«

»Ja, er hat sehr kecke Augen. Wenn Sie wünschen sich angaffen zu lassen, bis Sie vor Verlegenheit nicht mehr wissen, wohin Sie blicken sollen, so schicken Sie nur nach Herrn Riv— hm! — wie sagte er, wie er hieße?«.

»Ich habe es vergessen. Wirklich, seine Gestalt ist die eines Antinous mit der elastischen Anmuth einer Diana.«

»Allerdings, hoch genug springen kann er, um die Leute zu erschrecken — eine sehr schöne Eigenschaft!«

»Wohlan, Fräulein Laura, ich werde ihn nicht dadurch, daß ich ihn lobe, Ihrer fernern Satyre preisgeben. Er dient Frankreich und nicht den Bourbons, und deshalb ist er ein häßliches und sogar altes Ungeheuer. Lassen Sie uns von wichtigeren Dingen reden.«

»Wie es Ihnen beliebt,« sagte Laura trocken. Und sie thaten es.

Die Folge von der neuen Wendung, die man dem Gespräche gab, war, daß Laura zerstreut ward und unaufmerksam zuhörte. Fortwährend kam sie auf das aufgegebene Thema zurück und machte nach einander eine Anzahl Geständnisse zu Gunsten des Aussehens, des Benehmens und der ganzen Art und Weise des jungen Republicaners, Alles dem Doctor zu gefallen, so daß endlich sie und dieser in ihrem Urtheil über den jungen Mann gar nicht so weit auseinander waren.

Als sie das in die Plaisance führende Parkthor erreichten, drehte sie sich plötzlich um, erröthete vor Freuden, schlang

plötzlich ihre Arme um den Hals des ganz verblüfften Doctors und küßte ihn, um dann in wilden Sätzen wie ein Kaninchen ihrer Schwester nachzueilen, die sich auf der südlichen Terrasse befand.

* * *

»Dard, ich habe ein kleines Stück Arbeit für Dich!« rief Jacintha in ermunterndem Tone.

»Wirklich? Was gibt's denn schon wieder?«

»Du mußt den Schleifstein aufstellen. Halt, geh noch nicht fort — das ist noch nicht Alles! Stecke einen Drehling daran und schleife dann die große Axt — das Beil taugt nichts.«

»Noch etwas?«

»Ja. Morgen mußt Du mit deinem Schiebkarren in den Park fahren und mir Scheitholz und Reisig hacken.«

Der vielgeplagte Mann machte sich an diese neue Arbeit.

Als die beiden Schwestern von Baurepaire auf ihrem Nachmittagsspaziergange in den Park kamen, sahen sie eine Gestalt an dem gefällten Baume herumhacken. Sie gingen nahe genug hin, um Dard zu erkennen, und drehten sich dann wieder um, um ihren gewohnten Spaziergang weiter fortzusetzen. Sie waren überzeugt, daß Jacintha es ihm befohlen habe.

Kaum waren sie seit einigen Minuten in dem Park, als auch schon ein Fernrohr aus einem Fenster auf sie gerichtet ward und nach wenigen Minuten Herr von Rivière die Straße nach Beaurepaire hinaufeilte.

Als er in die Nähe des gefällten Baumes kam, hörte er lauten Hilferuf mit schmerzlichem Stöhnen untermischt.

Er sprang über die Hecke und sah Darb bleich und wimmernd auf seine Axt gestützt stehen.

„Was gibt es denn? was gibt es denn?“ rief Eduard auf ihn zueilend.

„O, o! — ich habe mich in den Fuß gehackt.“

Eduard sah hin und erschrak, denn der Hieb war durch Darb's Schuh gegangen, so daß das Blut aus einer breiten Wunde hervorquoll. Schnell faßte er sich jedoch wieder und rief:

„Muth, Muth, lieber Freund! Glücklicherweise ist keine Arterie getroffen. Aber dennoch ist es eine furchtbare Wunde! Vor allen Dingen müssen wir Dich nach Hause schaffen. Kannst Du gehen?“

„Ach lieber Gott, nein! ich kann nicht einmal allein stehen.“

Eduard eilte nach dem Schiebkarren, stürzte ihn um und warf eine Menge bereits gehackter Scheite heraus.

„O thun Sie das nicht!“ rief Darb mit aller Energie, deren er in seinem gegenwärtigen Zustande fähig war; „das ist ja Jacintha's Holz!“

„Der Teufel hole Jacintha mit sammt ihrem Holze!“ rief Eduard. „Ein Mensch wird doch wohl mehr werth seyn, als ein Bündel Reisholz? Komm, Darb, ich will Dich nach Hause fahren. Es ist ja blos quer durch den Park.“

Mit einiger Mühe hob er ihn in den Schiebkarren.

„Wie glücklich trifft es sich, daß ich meinen Jagdrock anhabe!“ rief er. „Hier ist meine Branntweinflasche. Thu einen Schluck daraus, alter Bursche, und sey gutes Muthes.“

Darb streckte sofort die Hand nach der Flasche aus und setzte sie an den Mund.

Die noch auf ihrem Spazirgange begriffenen jungen

Damen sahen plötzlich einen Mann mit einem Schiebkarren durch den Park fahren, nahmen aber keine besondere Notiz davon. Da aber Rivière nach demselben Punkte hinfuhr, so kam bald darauf der Schiebkarren so nahe, daß sie den Kopf und die Arme eines Mannes darin sehen konnten. Laura war die Erste, die dies bemerkte.

»Schau, schau, Josephine,« sagte sie, »jetzt fährt er gar Dard in dem Schiebkarren!«

»Wer denn?«

»Du fragst noch wer? Wer sorgt für alle unsere Amüsements?«

»Laura, ich fürchte, daß etwas Schlimmes passirt ist. Ueberlege Dir doch — um eines Amüsements willen würde Herr Rivière unsern Freund Dard nicht quer durch den ganzen Park fahren.«

»O, laß uns hinzueilen und sehen!« rief Laura.

Rivière hatte durchaus nicht die Absicht, sich von ihnen sehen zu lassen, sondern vielmehr darauf gerechnet, die Ecke beträchtliche Zeit vor den Spazirgängerinnen zu erreichen. Diese aber beschleunigten ihre Schritte und vereitelten seine Absicht. Er hatte seinen Rock ausgezogen und bot alle Kräfte auf, um ihnen zuvorzukommen.

»Dard,« sagte er, »da kommen die jungen Damen. Hier, wirf meinen Rock über deinen Fuß.«

»Weshalb denn?« entgegnete Dard mürrisch. »Nein, nein, sie mögen sehen, was ich mir bei der vielen Arbeit für sie zugezogen habe. Nun wird die Plackerei wohl eine Weile aufhören, denn ich glaube nicht, daß ich dieses Jahr wieder auf zwei Beinen stehen kann.«

In diesem Augenblick kamen die jungen Damen zur Stelle.

»Ach, mein Herr,« rief Josephine, »was ist denn geschehen?«

»Wir haben einen kleinen Unfall gehabt, Fräulein, weiter nichts. Dard hat sich den Fuß beschädigt — es ist nicht der Rede werth, aber ich glaubte, es wäre am besten, wenn er zu Hause wäre.«

Laura hob den Rock in die Höhe, welchen Rivière trotz Dard's Weigerung über den Fuß geworfen, und nahm ihn weg.

»O mein Gott, er blutet! Dard blutet! Ach, mein armer Dard!«

»Still, Laura, still!« rief Josephine.

»Machen Sie ihm nicht Angst, mein Fräulein,« sagte Rivière. »Hier, Dard, trinkt noch einen Schluck. Wenn Sie erlauben, meine Damen, so will ich ihn ohne Verzug nach Hause schaffen.«

»Ja, ja, aber er braucht auch einen Arzt,« rief Josephine. »Ach, warum sind wir so arm und haben weder Pferde noch Leute, um Hilfe herbeizuholen wie sonst?«

»Fürchten Sie nichts, mein Fräulein. Dard soll binnen weniger als einer Stunde den besten Wundarzt aus dem ganzen District an seinem Bett sehen. Die Stadt ist ja nicht gar so weit.«

»Haben Sie denn ein Pferd?«

»Nein, aber ich bin ein so guter Läufer, wie es meilenweit in der Runde keinen bessern geben kann. Binnen einer halben Stunde bin ich in der Stadt und schicke den Arzt in vollem Galopp heraus.«

»Ach, der Himmel segne Sie, mein Herr — Sie haben ein gutes Herz!« rief Josephine.

»Ja, der Himmel segne ihn!« wiederholte Laura.

Er war schon fort, aber die süßen Worte klangen in seinen Ohren und erfüllten sein Herz, während er seine Arme ausstreckte und den Schiebkarren weiter fuhr.

Fünf Minuten später befand sich Dard zu Hause in der Obhut seiner Großmutter. Sein Schuh war herunter und sein Fuß in nasse leinene Lappen gewickelt, während der Staatsmann mit dem Rock lose um den Hals gehangen nach der Stadt eilte. Diese war zwar zwei kleine Stunden entfernt, aber er legte sie in fünfunddreißig Minuten zurück, traf den Wundarzt zu Hause, erzählte ihm den Vorfall, begnügte sich nicht mit dem Versprechen des würdigen Mannes, daß er sich sogleich zu dem Patienten begeben wolle, sondern eilte in den Stall, sattelte das Pferd, führte es vor, hielt dem Wundarzt den Bügel, sah ihn fortgaloppiren, speiste bei einem Restaurateur, machte sich dann langsam auf den Rückweg und kam noch zeitig genug, um das Schloß Beaurepaire noch einmal zu sehen, ehe die Sonne unterging.

X.

Jacintha besuchte an diesem Abend Dard in seiner Wohnung.

Sie suchte ihn so gut als möglich zu trösten und zu ermuthigen und fragte ihn nach den näheren Umständen seines Unfalles. Die jungen Damen hatten ihr erzählt, was sie gesehen, und obschon Dard viel zu ausschließlich an sich selbst dachte, als daß er lange bei Eduards Eifer und Humanität hätte verweilen sollen, so bestätigte er doch, was die Thatsachen betraf, die Aussage der jungen Damen.

Jacintha's Herz ward erfüllt von dem innigsten Danke gegen den jungen Mann. Den nächstfolgenden Tag war sie in der Stadt, um einige Einkäufe zu machen, und besuchte ihn auf diesem Wege mit.

»Ich komme blos auf einen Sprung zu Ihnen herein,« sagte sie, »um Sie um etwas zu fragen. Möchten Sie vielleicht ein Wort mit ihr allein sprechen?«

»O Jacintha!«

»Still, still! reden Sie nicht zu laut. Sie ist nemlich zuweilen allein, obschon nicht sehr oft. Sie lieben einander gar so sehr, die beiden Schwestern.«

Jacintha entwickelte nun ihren Plan.

Eben so wie das Wischtuch sein Signal war, eben so mußte auch sie ein Signal haben, wenn sie mit ihm zu sprechen wünschte und dieses Signal sollte ein Taschentuch seyn, welches sie wie eine Fahne auf den Zinnen des Schlosses Beaurepaire aufpflanzen wollte.

»Wenn Sie ein langes weißes Tuch hängen sehen, so kommen Sie zu mir — je schneller desto besser.«

»Gutes Mädchen!«

»O es ist dies das Wenigste, was ich jetzt thun kann. Sie wissen, was ich meine. Ich mag nicht davon sprechen. Aber wo ist mein Wischtuch?« setzte sie plötzlich hinzu. »Sie haben es doch nicht etwa an dem Baume hängen lassen?« Und sie sah ihn mit strenger Miene an.

»Jacintha, auf meinen Knien bitte ich um Verzeihung meiner unglücklichen Achtlosigkeit.«

Jacintha fuhr mit der Hand unter ihre Schürze und zog das Wischtuch hervor.

»Da,« sagte sie und warf es ihm hin. »Wenn Sie nun mich hätten sprechen wollen? — doch, der Mensch kann nicht Alles haben. Sie haben ein gutes Herz, aber keinen sehr klugen Kopf.

* * *

Dard's Großmutter besaß ein kleines Haus, ein kleines Grundstück, ein kleines Vermögen und eine kleine Kuh. Sie konnte gerade Dard und sich selbst ernähren und ihre Hilfsquellen setzten Dard in den Stand, so viele kleine Arbeiten umsonst und aus Liebe zu verrichten und dabei doch sein Lieblingsorgan in immer leidlich gefülltem Zustande zu erhalten.

»Geh zu Bette, lieber Sohn, da Du Dich verwundet hast,« sagte Dard's Großmutter.

»Verwünscht wäre das Bett!« rief er. »Was soll denn das Bett nützen? Es ist das auch eine so alte alberne Gewohnheit, welche abgeschafft werden sollte. Das Bett macht den Menschen kraftlos. Es ist der Freund des Arztes und der Feind des Kranken. Mancher hat den Tod davon, daß er sich in's Bett legt, während er doch sein Leiden überstanden haben würde, wenn er sich wie ein Mann auf den Füßen gehalten hätte. Nein, man muß sitzen bleiben und in seinen Kleidern sterben, wie man gelebt hat. Ich ziehe mich nicht aus. Freilich alte Weiber thun nichts lieber als den Menschen ausziehen und auf die Bahre legen. Gebt mir den großen Lehnstuhl, in diesen will ich mich setzen und wenn ich Freunde habe, so werden sie es jetzt zeigen. Sie werden kommen und mir erzählen, was in dem Dorfe vorgeht, denn ich kann nicht ausgehen, um es zu sehen oder zu hören — das wissen sie.«

Und so stolz im Lehnstuhl seiner Großmutter, die, nach-

dem sie selbst dreißig Jahre lang davon Gebrauch gemacht, nur ungern darauf verzichtete, sitzend erwartete Dard seine Freunde.

Seine Freunde kamen aber nicht.

Der Regen dagegen kam und strömte den ganzen Nachmittag herab. Auch die Nacht kam und die Einsamkeit. Dard ward im höchsten Grade unmuthig.

»Es sind nichtsnutzige Schlingel, alle diese Zechcameraden, mit denen ich so oft getrunken. Nieder mit allen Freunden, die nur bei gutem Wetter zum Vorschein kommen.«

Den nächstfolgenden Tag schien die Sonne, die Luft war hell und der Himmel blau.

»Na, nun wollen wir sehen!« rief Dard.

Ach auch an diesem Tage kamen keine Trinkcameraden oder Tabaksbrüder, um ihren verwundeten Freund zu trösten. Und Dard, der gestern unmuthig und ungeduldig gewesen, ward nun traurig und niedergeschlagen.

»Verwünscht seyen die Egoisten!« stöhnte er.

Endlich jedoch gegen drei Uhr Nachmittags ward an die Thür gepocht.

»Na, da kommen sie endlich,« rief Dard; »herein!«

Die Thür öffnete sich langsam und zwei liebliche Gesichter erschienen auf der Schwelle.

Die jungen Damen von Beaurepaire gaben Theilnahme und Mitleid zu erkennen als sie Dard erblickten, und als die alte Frau ihnen einen Knix machte, ward sie nebst Dard von ihnen auf dieselbe Weise begrüßt. Als aber Dard seine Hände auf die Armlehnen des Stuhles stemmte, um aufzustehen, hielt Laura den Finger empor und befahl ihm, sitzen zu bleiben. Im nächsten Augenblick waren sie dicht neben ihm, die Eine rechts, die Andere links und erkundigten sich, wie er sich befände, wie er geschlafen, ob er viel Schmerzen hätte, ob er

vielleicht etwas Besonderes zu essen oder zu trinken wünsche. Jacintha solle es bereiten und es ihm bringen, wenn ihre Mittel es irgend gestatteten.

Er blickte dankbar und verwundert zu ihnen auf und von Einer zur Andern. Laura lachte ihn an, Josephine lächelte. Laura bückte sich und nahm das Maß des verwundeten Fußes.

Als sie sich demselben zuerst näherte, zuckte er zusammen, den nächsten Augenblick lächelte er.

Auf diese Weise war er noch nie berührt worden — es war eine Berührung und doch auch keine — sie behandelte seinen Fuß wie der Zephyr die Veilchen. Nur mit Hilfe seines Auges bemerkte er, daß sie ihn berührte.

»So, nun habe ich Euch das Maß zu einem wattirten Tuchschuh genommen,« sagte Laura, als sie fertig war.

»Und ich werde ihn Euch machen, Dard,« sagte Josephine.

»Glaubt ihr nur nicht, Dard. Ich werde ihn machen. Sie ist viel zu langsam.«

»Nun, dann wollen wir ihn Beide machen,« sagte Josephine.

Dard gab durch ein freundliches Grinsen seinen Dank zu erkennen. An der Thür drehten sie sich noch einmal herum und ließen ihm ein freundliches, hoffnungsvolles Lächeln zurück, damit es ihm bis zu ihrem nächsten Besuche Gesellschaft leiste.

Dard kratzte sich im Kopfe und dachte ungefähr eine halbe Stunde lang nach. Seine Großmutter war im Stall gewesen, um die Kuh zu melken.

Jetzt trat sie wieder in die Küche.

Dard rief ihr in heiterem Tone zu:

»Großmutter, es geht auf einmal viel besser. Nur Muth gefaßt, diesmal sterben wir noch nicht. Es wird nicht lange dauern, so kann ich wieder allerlei Dienste verrichten,« setzte er mit einem plötzlichen Anfluge von Bitterkeit hinzu.

Es dauerte nicht lange, so kam Jacintha weinend mit einem Korbe.

»Ich kann keine Minute dableiben, Dard — hier schicken Dir meine jungen Damen zwei Flaschen alten Burgunder — er wird Dir schmecken, und hier hast Du auch einen Kuchen, den ich Dir selbst gebacken habe. Nun muß ich aber gleich wieder fort,« und sie blieb drei Viertelstunden lang und redete ihm freundlich zu.

In der Abenddämmerung ritt Rivière vorbei, band sein Pferd an und kam herein.

»Nun, was macht der Patient, Alte?« fragte er die Großmutter.

»Es geht ziemlich gut mit ihm, mein Herr. Anfangs war er sehr mißlaunig, jetzt aber ist er ein wenig heiterer geworden. Er hat sehr vornehmen Besuch gehabt — die Fräuleins von Beaurepaire.«

»Ja, ja, — das dachte ich mir.«

»Na, mein Enkel ist überhaupt ein angesehener junger Mann,« sagte die Alte sich aufblähend, und da die Dankbarkeit in Gesellschaft des Dünkels keinen Augenblick lang leben kann, so fuhr sie fort: »Im Grunde genommen war dies auch das Wenigste, was sie thun konnten, denn er ist stets ein guter Freund von ihnen gewesen und hat niemals einen rothen Heller von ihnen bekommen. Uebrigens hat er sich ja auch die Wunde in ihrem Dienste zugezogen — ein zerhackter Fuß — das ist alles, was er von Beaurepaire mit weggebracht hat.«

»Ach schweigt doch!« rief Darb in ziemlich grobem Tone. »Wenn ich mich nicht beklage, was geht es dann Euch an? Ich hatte die Axt in den Händen und war blos ungeschickt — man muß vor allen Dingen gerecht seyn.«

* * *

Der Staatsmann saß beim Frühstück, aß gebratene Nieren mit ein wenig zerlassener Butter und Petersilie und trank ein Glas mit Wasser verdünntem alten Medoc — ein bescheidenes Mahl, wie es seinem Alter und seinem Gemüthszustande zukam. Auf seinem Schreibtisch lagen eine Menge Tabellen. Er warf über sein Glas hinweg einen Blick darauf.

»Ach,« dachte er, »den heutigen Tag muß ich ausschließlich dem Dienste widmen. Selbst Du darfst mich nicht von diesen trockenen Berechnungen abhalten, geliebtes Schloß Beaurepaire. — Ha! wo ist mein Fernrohr — ja, ich habe mich nicht getäuscht.«

Die weiße Fahne wehte von den Zinnen und der pflichtvergessene Staatsbeamte verließ eiligst sein Zimmer.

Als er sich auf der Hälfte des Weges nach Beaurepaire befand, besann er sich zu seinem Schrecken, daß er das unglückliche Wischtuch vergessen hatte. Indessen umkehren wollte er nicht und vertraute auf Jacintha's Scharfsinn. Dieser täuschte ihn auch nicht. Sie erwartete ihn bereits.

»Sie ist ganz allein nach Darb's Wohnung gegangen. Die Andere wird ihr bald nachfolgen, also rasch vorwärts!«

Er flog mehr als er ging. Mit klopfendem Herzen pochte er an Darb's Thür. Zu jeder andern Zeit wäre er so-

gleich hineingegangen, ohne erst auf eine Aufforderung dazu zu warten.

»Herein!« rief Dard's Stentorstimme. Er trat ein und auf einem Stuhle mit einem Buche in der Hand saß — Fräulein Josephine von Beaurepaire.

Sie erhob sich lächelnd, verneigte sich und setzte sich wieder. Sie war eben so ruhig und gefaßt, als er verblüfft und verlegen. Dennoch sammelte er sich ein wenig und erkundigte sich mit auffallender Besorgniß nach Dard's Befinden.

Plötzlich fiel ihm ein, daß die andere junge Dame erwartet ward, und er sagte:

»Ich lasse Dich in guten Händen; Besuch von Engeln genießt man am besten allein,« und mit diesen Worten verneigte er sich tief und verließ langsam das Zimmer.

Sobald er aber die Thür hinter sich hatte, verschwand die bis jetzt behauptete Würde und er eilte nach dem Park und lief so schnell er konnte auf das Schloß zu.

Kaum war er noch fünfzig Schritte von dem kleinen Thor entfernt, als Laura wirklich aus demselben heraustrat. Sie begegneten sich und sein Herz klopfte gewaltig.

»Ach mein Fräulein —«

»Ach, Sie sind es, Herr Rivière?« entgegnete Laura in kaltem Tone, obschon sie über und über erröthete.

»Ja, mein Fräulein, ich bin ganz außer Athem. Man schickt mich nach Ihnen. Fräulein Josephine erwartet Sie in Dard's Hause.«

»Sie schickt nach mir?« fragte Laura, indem sie mißtrauisch die Augenbrauen zusammenzog.

»Nun das gerade nicht, Fräulein Laura.«

»Wie geläufig ihm unsere Namen sind!«

»Aber ich merkte, daß es ihr lieb wäre, wenn ich Sie holte — ich glaube, es laufen wilde Stiere umher.«

»Wie? Dann hat sie allerdings wohlgethan, Sie herzuschicken. Lassen Sie uns eilen.«

»Aber ich bin ein wenig außer Athem.«

»O, achten Sie weiter nicht darauf; ich fürchte mich vor wilden Stieren.«

»Aber, mein Fräulein, wir sind noch nicht bis zu denselben, und je schneller wir jetzt gehen, je eher wird es geschehen.«

»Ja, aber ich liebe es stets unangenehme Dinge so schnell als möglich zu erledigen,« sagte Laura listig.

»So, so!« entgegnete Eduard traurig. »In diesem Falle lassen Sie uns schnell machen.«

Nach einigen raschen Schritten ließ Laura von selbst wieder nach und ging sogar langsamer als zuvor. Es trat ein beklommenes und beklemmendes Schweigen ein. Eduard sah die Grenze des Parkes und dachte: »Was ich zu sagen habe, muß ich sagen, ehe ich bis dorthin komme,« und so von der Nothwendigkeit sofortigen Handelns durchdrungen, verwandelte er sich in Blei. Laura heftete unter ihren langen Wimpern hervor ihre Blicke abwechselnd auf ihn und den Boden. Endlich begann er zu erröthen und unruhig zu werden. Sie sah, daß etwas im Anzuge war und panzerte sich mit ihrer ganzen Vorsicht und Schlauheit.

»Mein Fräulein!«

»Mein Herr!«

»Ist es denn fest beschlossen, daß Ihre Familie meine Bekanntschaft und meine Dienste zurückweist, die ich — verzeihen Sie mir — Ihnen immer noch aufdränge? Ach, Fräulein

Laura, soll ich niemals das Glück haben, auch nur — auch nur mit Ihnen zu sprechen?«

»Es scheint so,« entgegnete Laura trocken.

»Haben Sie sich denn auch gegen mich gewendet? An jenem glücklichen Tage war es blos Ihre Schwester, welche meine Hoffnungen vernichtete.«

»Ich?« fragte Laura. »Was habe ich denn damit zu thun?«

»Können Sie noch fragen? Sehen Sie nicht, daß nicht Fräulein Josephine es ist. sondern daß Sie es sind, welche ich — was sage ich? Ach Sie verstehen mich nur zu gut!«

»Nein, mein Herr,« entgegnete Laura mit verlegener Miene, »ich verstehe Sie nicht. Ich verstehe kein Wort von Allem, was Sie da sagen Ich bin überzeugt, daß es Josephine war und nicht ich, welcher Ihre Aufmerksamkeiten galten, denn ich bin ja nur noch ein Kind.«

»Sie ein Kind — ein Engel wie Sie?«

»Fragen Sie wen Sie wollen,« sagte sie schmollend. »Man wird Ihnen sagen, daß ich ein Kind bin und diesem Umstande verdanke ich ohne Zweifel diese Unterredung. Wenn Sie mich nicht für ein Kind ansähen, so würden Sie nicht wagen, sich diese Freiheit mit mir zu nehmen.«

»Ach, mein Fräulein, seyen Sie nicht ungehalten. Ich habe Unrecht gethan.«

»O lassen Sie das gut seyn. Kinder sind kleine rückhaltlose Wesen und werden demgemäß behandelt. Sie müssen es sich für eine Ehre schätzen, wenn man Notiz von ihnen nimmt.«

»Dann leben Sie wohl, mein Fräulein. Versuchen Sie zu glauben, daß Niemand Sie mehr achtet, als ich.«

»Ja, lassen Sie uns scheiden. denn hier ist Dard's Haus und ich beginne zu argwohnen, daß Josephine Sie gar nicht nach mir geschickt hat.«

»Ich gestehe es.«

»Da — er gesteht es! Ich dachte mir es gleich! Ich bin also belogen worden!«

»Ich will es nicht wieder thun,« sagte Rivière demüthig.

»Wir werden sehen.«

»Leben Sie wohl, mein Fräulein. Mögen Sie Freunde finden, die eben so aufrichtig sind als ich und mehr nach Ihrem Geschmack.«

»Der Himmel erhöre Ihr Gebet,« entgegnete die Boshafte, indem sie mit erheuchelt tragischem Ausdruck die Augen gegen Himmel richtete.

Eduard seufzte. Die eisige Ueberzeugung, daß sie nicht blos flatterhaft, sondern auch herzlos sey, bemächtigte sich seiner. Er wendete sich ab, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

Plötzlich rief sie ihn in heiterem Tone zurück.

»Warten Sie einmal, mein Herr! Ich vergaß ganz, daß ich Ihnen etwas zu sagen habe.«

Höchst neugierig kam er zurück.

»Und auch um eine Gefälligkeit habe ich zu bitten.«

»Reden Sie, mein Fräulein.«

»Sie haben eine Eroberung gemacht.«

»Das kann ich unmöglich glauben, mein Fräulein.«

»O, eine Dame ist es nicht!« entgegnete sie boshaft.

»Dann ist es allerdings möglich,« entgegnete Eduard schmerzlich getäuscht.

»Sondern etwas viel Besseres — etwas weniger Irdi-

sches, wissen Sie — ein Gelehrter. Der Doctor Saint-Aubin ist es nemlich, den Sie erobert haben. Was glauben Sie wohl, was er sagt?«

»Das kann ich mir unmöglich denken.«

»Er sagt, Sie seyen ein schöner junger Mann,« fuhr sie in ironischem Tone fort. »Er sagt, Sie besäßen Anmuth und Gewandtheit — und allerdings war Ihr Sprung über den Zaun gar kein schlechter. Aber, Herr Rivière, er sagt auch, Sie seyen bescheiden!! Denken Sie sich nur!«

»Sagte er dies alles in Ihrer Gegenwart?«

»Ja.«

»Dann möge der Himmel ihn dafür belohnen!«

»Sie sind eben so wie ich der Ansicht, daß es sonderbar von ihm war, diese Meinung in meiner Gegenwart auszusprechen, aber Sie müssen wissen, daß es diesen Gelehrten auf den heftigsten Widerspruch weiter nicht ankommt.«

»Sie erzeigten mir also die Ehre, ihm zu widersprechen?«

»Das versteht sich.«

»Ich danke Ihnen, mein Fräulein.«

»So ist's recht. Nein, mein Herr, unläugbares Verdienst zu schmälern, war nicht meine Absicht, da ich aber nicht mehr so ganz Kind bin, wie manche Leute glauben, so widersprach ich ihm — um — um ihn in dieser guten Meinung zu befestigen und es gelang mir. Der Beweis davon ist, daß der Doctor Ihre Bekanntschaft zu machen wünscht, mein Herr, und nun komme ich auf die Gefälligkeit, welche ich von Ihnen erbitten möchte.«

»Ach ja — die Gefälligkeit.«

»Haben Sie die Güte Herrn Doctor Saint-Aubin die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu gönnen,« sagte Laura, indem sie

ihren bis jetzt muthwilligen Ton mit der Schüchternheit eines Bittenden vertauschte.

»Er wird meiner Empfehlung keine Schande machen. Vor allen Dingen wird er keine Schwierigkeiten machen, wie wir Damen zu thun pflegen, denn er verdient wirklich, daß man ihn kennen lerne. Mit einem Worte, glauben Sie mir, es wird eine vortreffliche Bekanntschaft für Sie seyn und auch für ihn. Was sagen Sie dazu, mein Herr?«

Rivière fühlte sich gekränkt bis in das innerste Herz hinein.

»Sie weigert sich mit mir selbst Bekanntschaft zu machen,« dachte er, »aber sie will meine Liebe benutzen, um aus mir einen Zeitvertreib für diesen alten Mann zu machen.«

Sein Herz empörte sich gegen ihre Ungerechtigkeit und Undankbarkeit und zermalmte Eitelkeit verwandelte sich in tödtliches Gift.

»Mein Fräulein,« entgegnete er mit einem Gemisch von Groll und Wehmuth, »wäre ich so glücklich, Ihre Achtung zu besitzen, so würde mein Herz überfließen, nicht blos für den würdigen Mann, den Sie eben nannten, sondern für alle guten Menschen, die Ihre Umgebung bilden. Wenn ich aber nicht die Bekanntschaft genießen soll, die ich höher achte als das Leben, dann erlauben Sie mir, allein zu bleiben in der Welt und — wenn ich es umgehen kann — kein Wort weder mit dem Doctor Saint-Aubin noch sonst mit einem menschlichen Wesen zu sprechen.«

Die gebieterische junge Schönheit richtete sich empor.

»So sey es, mein Herr. Sie lehren mich wie man einem Kinde antworten muß, welches sich vergißt, und einen fremden Menschen — einen ganz fremden Menschen,« wiederholte sie mit Nachdruck, »um eine Gefälligkeit bittet.«

Könnte einer der Hundstage sich binnen einer Secunde in einen strengen Wintertag verwandeln, so würde er kaum so kalt zu seyn scheinen als Laura's Gesicht, auf welchem noch wenige Augenblicke zuvor Muthwillen und Laune ihr Spiel getrieben hatten.

Eduard war es zu Muthe, als ob eine Zugbrücke von Eis plötzlich zwischen ihnen niederfiele.

Laura verneigte sich und schwebte fort. Er verneigte sich und blieb wie angewurzelt stehen.

Es war ihm so einsam und bitter zu Muthe, daß er Jacinthen rufen mußte, um sich auf sie stützen und sie ausschelten zu können.

Er knüpfte sein Taschentuch an einen Ast des Baumes und Jacintha kam sofort neugierig herbei.

»Ich wollte darauf wetten, daß Sie das Wischtuch zu Hause gelassen haben. Nun was gibt es?«

»Einen schönen Irrthum habt Ihr begangen, Jacintha. Es war ja Fräulein Josephine, die ich bei Dard traf!«

»Und das nennen Sie einen Irrthum, Undankbarer?«

»Ja wohl! Es ist ja nicht Josephine, die ich liebe.«

»Freilich ist sie es,« entgegnete Jacintha.

»Nein, nein!«

»Dann hat sich also seit gestern der Wind geändert?«

»Nein doch! Wie könnt Ihr nur so albern seyn, nicht zu sehen, daß es Fräulein Laura ist.«

»Fräulein Laura! dieses Kind?«

»Sie ist kein Kind, sie ist ganz das Gegentheil. Nennt sie kein Kind — sie kann es nicht leiden — sie wird dadurch erzürnt.«

»Sie haben mich getäuscht,« sagte Jacintha streng.

»Nimmermehr.«

»Allerdings haben Sie mich getäuscht. Sie haben Laura's Namen nicht ein einziges Mal erwähnt.«

»Aber eben so wenig Josephinens.«

»Wirklich nicht? Wissen Sie das auch gewiß? Wohlan, wenn Sie es auch nicht gethan haben, so ist das doch einerlei. Sie thaten doch als ob sie meine junge Herrin liebten.«

»Nein, eine von ihnen sagte ich.«

»Nun, wie sollte ich denn darnach errathen, daß es Laura sey?«

»Nun, und wie konntet Ihr denn errathen, daß es Josephine sey?«

»Von Rathen kann hier nicht die Rede seyn, denn wenn es nicht Josephine war, so mußte es Laura seyn. Wer aber würde Laura ansehen, wenn Josephine dabei ist? Fräulein Laura ist allerdings gar nicht übel und hat ein ganz hübsches Gesichtchen, aber mit Fräulein Josephine ist sie doch nicht zu vergleichen.«

»Wirklich, Jacintha, Ihr seyd blind, aber es ist gewöhnlich so. Ihr Frauenzimmer seyd keine Kennerinnen von weiblicher Schönheit. Beide jungen Damen sind liebenswürdig, aber Laura ist die anmuthigste, die heiterste — o ihr Lächeln! Jetzt erscheint es mir freundlicher als je, denn ich habe sie zürnen sehen, Jacintha. Denkt Euch das und bemitleidet mich. Ich habe sie zürnen sehen.«

»Und wenn Sie nach dieser Richtung hinschauen, so können Sie mich zürnen sehen.«

»Aber was fehlt Euch denn?«

»Ich mag nun mit der ganzen Sache nichts mehr zu haben. Es ist eine Schande.«

Hierauf setzte sie ihm weitläufig auseinander, daß so entsetzliche Unregelmäßigkeiten in einer alten Familie, wo Ge-

setz und Anstand seit Jahrhunderten geherrscht, nicht vorkommen dürften.

»Die ältere Tochter,« sagte sie, »muß zuerst fort, dann erst kommt die zweite daran. Seyen Sie übrigens doch vernünftiger und vor allen Dingen weniger blind, junger Freund. Laura ist ein ganz nettes Mädchen, aber mit Josephinen, der Schönsten der Schönen, nicht zu vergleichen.«

Eduard that, weil ihm viel daran lag, die Gunst seiner einzigen Freundin nicht zu verscherzen, als ob er die Palme der Schönheit allerdings der älteren Schwester zuerkenne, meinte aber, Laura sey allenfalls auch hübsch genug, um sich in sie verlieben zu können, und stehe übrigens seinem eigenen Alter weit näher als Josephine.

Eben wollte er noch weiter vorstellig machen, daß sein Standpunkt in der Gesellschaft kaum hoch genug sey, um ihm zu erlauben, Ansprüche auf die Erbin von Beaurepaire zu machen, und daß er seine Blicke nicht über den jüngern Zweig dieses alten Stammes erheben dürfe, als Jacintha, die auf Alles, was er sagte, gar nicht gehört, sondern ihr Erstaunen überwunden and sich durch ihre eigenen Erwägungen zu seiner Ansicht bekehrt hatte, ihn unterbrach.

»Nun ja, es mag seyn,« sagte sie. »Uebrigens könnte ich Ihnen auch Josephinen nicht versprechen, Laura aber sollen Sie haben, wenn Sie sich mit ihr begnügen wollen.«

Der junge Mann umarmte sie vor Freude.

»Ja wohl begnüge ich mich mit Laura,« rief er. »Herzlich gern begnüge ich mich mit ihr, liebe Jacintha.«

Plötzlich aber umdüsterten sich seine Züge.

»In der Hitze unseres Gesprächs habe ich indeß etwas vergessen.«

»Was denn?« fragte Jacintha unruhig.

»Ich habe sie so eben auf immer verloren.«

Jacintha stemmte die beiden Hände in die Seiten.

»Aber,« sagte sie mit einem Gemisch von Mitleid und Schadenfreude, »was haben Sie denn gemacht?«

Er erzählte seine Unterredung bis auf die letzten Worte. Jacintha gratulirte ihm.

»Na, das macht sich ja ganz schön! Sie haben wirklich Glück. Ich wundere mich, daß sie so ganz allein unter freiem Himmel mit Ihnen gesprochen hat. In Dard's Hause weiß ich würde sie es gethan haben, weil sie nicht anders gekonnt hätte. Nun weiter.«

Hierauf erzählte er ihr Laura's Abschiedsworte.

»Ei, ei, mein Fräulein,« rief Jacintha, »als Neuling machen Sie Ihre Sache gar nicht schlecht! Ja, ja, sie hat einen klugen Kopf. Und Sie, mein Herr, bedankten sich wohl bei ihr?«

»Nein, das that ich nicht. Ich lehnte es ab, aber ganz ehrerbietig.«

»Ganz ehrerbietig,« wiederholte Jacintha in verächtlichem Tone; »man kann Sie wirklich nicht sich selbst überlassen. Und dennoch kann ich auch nicht immer bei Ihnen seyn. Wissen Sie, was Sie gethan haben?«

»Nein.«

»Sie haben sich ihren Haß zugezogen, weiter nichts.«

Rivière vertheidigte sich.

»Es war so ungerecht von ihr, mir ihre Bekanntschaft zu verweigern und mich dann aufzufordern, jenem alten Manne die Zeit zu vertreiben.«

Jacintha sah ihn mit höhnischem Blicke an.

»Ich will Ihnen ein Gleichniß erzählen, Sie armer

Blinder,« sagte sie. »Es war einmal ein kleiner Knabe, der sich sterblich in Himbeercompot verliebt hatte.«

»Das ist nicht mein Lieblingsgericht.«

»Das ist nicht wahr, mein Herr! Himbeercompot ißt Jeder gern. Also, der kleine Knabe kam an die Speisekammer, in welcher, wie er wußte, ein ganzes Dutzend Krüge mit der beliebten Süßigkeit standen, aber, o Jammer! die Thür war verschlossen. Er stieß mit den Füßen daran und weinte bitterlich.«

»Der arme Knabe, sein Kummer rührt mich!«

»Ganz natürlich, mein Herr — denn es ging ihm gerade so wie Ihnen. Endlich kam seine Mama und sagte: »Hier ist der Schlüssel,« und gab ihm den Schlüssel. Aber was that der alberne Knabe? Er schrie immer noch fort und weinte und stieß mit den Füßen an die Thür. Den Schlü— Schlü— Schlüssel mag ich nicht! Ich will die Hi-- Hi— Hi— Himbeeren — hu! hu! hu!«

Und Jacintha ahmte das Geschrei und die Geberden des naschhaften Knaben auf die drolligste Weise nach.

Eduard schaute verblüfft vor sich hin, aber nur einen Augenblick lang. Den nächsten bedeckte er das Gesicht mit den Händen und rief:

»Narr, Narr, Narr, der ich bin!«

»Ich werde Ihnen nicht widersprechen,« sagte der weibliche Mentor mit affectirter Höflichkeit.

»Sie war meine beste Freundin.«

»Wer zweifelt daran?«

»Sobald ich einmal mit dem Doctor bekannt bin, kann ich dann das Schloß besuchen?«

»Das wollte ich meinen.«

»Sie hatte ein Mittel ersonnen, um meine Wünsche mit der furchtbaren Etikette zu vereinigen, welche hier herrscht.«

»Sie sieht weiter als Sie — so viel ist klar.«

»Es bleibt mir weiter nichts übrig, als sie um Verzeihung zu bitten und meine Zustimmung zu geben — ich will ihr sogleich nacheilen.«

»Nein, das werden Sie nicht,« rief Jacintha und faßte ihn mit ihrer starken Hand am Arme. »Wollen Sie sich ruhig verhalten? Ist ein dummer Streich an einem Tage nicht genug? Wenn Sie ihr jetzt zu nahe kommen, so wird sie Sie beleidigen und dem Doctor befehlen, nicht mit Ihnen zu sprechen.«

»O Jacintha, wie groß ist weibliche Bosheit!«

»So lange sie dauert. Zum Glück dauert bei uns nichts lange. Empfangen Sie daher ihre Befehle von mir.«

»Ja, General,« sagte der junge Mann, indem er mit militärischer Geberde den Hut berührte.

»Kommen Sie ihr nicht eher wieder zu nahe, als bis Sie die Bekanntschaft des Doctors gemacht haben, was sich sehr leicht thun lassen wird. Er geht jeden Tag zwei Stunden lang auf der östlichen Landstraße spaziren — mit den Füßen in den Wasserpfützen und mit dem Kopfe in den Wolken.«

»Aber wie soll ich ihn denn aus den Wolken herunterholen?«

»Mittelst des ersten besten schwarzen Käfers, den Sie finden.«

»Mittelst eines Käfers?«

»Ja wohl. Sobald Sie einen sehen, so haschen Sie ihn. Tragen Sie ihn, um ihn gleich bei der Hand zu haben, immer mit sich im Taschentuche herum, und wenn Sie dann dem Doctor begegnen, so machen Sie ein ernsthaftes Gesicht und

sagen: Entschuldigen Sie, mein Herr, ich bin so unglücklich, nicht zu wissen, wie dieses Thier da auf Griechisch heißt. Weiter brauchen Sie nichts zu sagen. Er wird Ihnen sofort mittheilen, wie der Name des Thieres auf Hebräisch, Lateinisch und Griechisch lautet, und Ihnen die Geschichte desselben von der Sündflut an erzählen. Dann wird er Sie bitten, es ihm zu schenken, und einen Kork und eine Stecknadel herausziehen und es sofort spießen. Auf diese Weise zeigt der Mensch seine Liebe zu Käfern. Er hat dergleichen Thiere — Käfer, Schmetterlinge und dergleichen — schon zu Tausenden gesammelt. Wenn ich ihnen beim Auskehren mit meinem Besen zu nahe komme, so zittert er wie ein Espenlaub. Ich thue, als ob ich abstauben wollte, aber es liegt mir blos daran zu sehen, was er für ein Gesicht macht, denn auch ein armer Dienstbote will manchmal lachen.«

»Kommen wir wieder auf unsern Käfer zurück — was kann mir die gelehrte Vorlesung des Doctors über ein solches Thier nützen?«

»Nun, begreifen Sie das nicht? Mit einem Käfer fängt man an, aber der Himmel weiß womit man endet.«

Plötzlich ward sie ernst.

»Aber ich vergesse ganz, daß ich ein paar Töpfe am Feuer stehen habe!« Und nun, wo ihre Aufmerksamkeit sich einmal der Küche zuwendete, wußte Rivière, daß es nutzlos seyn würde, sie noch länger aufhalten zu wollen.

Indem er ihr daher mit kurzen Worten seinen Dank aussprach, machte er sich sogleich auf den Weg nach der östlichen Straße.

Es dauerte nicht lange, so begegnete er hier dem Doctor wirklich; da er aber noch mit keinem Insect bewaffnet war,

so mußte er seine Zuflucht zu einem Vegetabilium — der gefällten Ulme — nehmen. Er theilte Saint-Aubin mit, er habe Jemanden beauftragt, in den Wirthshäusern herum zu horchen. und wenn er etwas erlauschte, es ihm sofort zu melden.

»Das haben Sie recht gemacht, mein Herr,« sagte der Arzt. »Wenn der Wein in den Menschen hinein ist, so sickern die Geheimnisse heraus.«

Das nächste Mal, als sie einander begegneten, war Rivière mit einer ungeheueren eingepuppten Raupe versehen. Er hatte sie in einer Hecke gefunden und war von ihrer wirklich auffallenden Größe betroffen. Er brachte sie zum Vorschein und bat den Doctor mit augenscheinlicher Schüchternheit um Belehrung.

Die Augen des Gelehrten begannen zu funkeln.

»Das ist der Todtenkopf!« rief er mit Begeisterung. »Der Todtenkopf! Eine große Seltenheit in unserer Gegend. Wo haben Sie dieses Exemplar gefunden?«

Rivière erbot sich, ihm den Ort zu zeigen.

Er war eine halbe Stunde entfernt. Auf dem Hin- und Herwege hatte er Zeit, sich mit Saint-Aubin zu befreunden, und dies war um so leichter, als der alte Herr, der das Studium menschlicher Physiognomien nicht weniger liebte als das der Insectenwelt, in Eduards Gesicht Herzensgüte und Verstand zu lesen glaubte.

Als sie am Ziele ihres Weges waren, bat Eduard den Doctor, die Raupe zu behalten. Der Doctor weigerte sich bescheiden.

»Das wäre ja ein förmlicher Raub. Sie interessiren sich selbst für dergleichen Dinge — wenigstens hoffe ich es.«

Der junge Schalk gestand bescheiden. daß er allerdings an der Entomologie viel Geschmack fände, setzte aber in be-

kümmertem Tone hinzu, seine Dienstarbeiten nähmen ihn so sehr in Anspruch, daß er nicht hoffen könne, sich in einer so schwierigen Wissenschaft auszuzeichnen.

Der Doctor bemitleidete ihn.

»Wie schade,« sagte er, »daß ein junger Mann von Ihren Talenten durch die vergängliche Politik des Tages, in welcher so selten ein großes Princip zu Tage tritt, abgehalten wird, die ewigen Geheimnisse der Natur zu studiren!«

Revière zuckte die Achseln.

»Irgend Jemand muß die schmutzige Arbeit verrichten,« sagte er im Stillen lachend.

Kurz, die Raupe wanderte in der Tasche eines Dankbaren nach dem Schlosse Beaurepaire.

»O kluge Jacintha,« sagte der Liebende, »ich glaubte, Du wolltest mich zum Besten haben, aber das Herz dieses Mannes ist wirklich auf diese Dinge versessen. Wir sind heute einander um eine ganze Meile näher als gestern.«

Der Doctor erzählte seine Unterredung mit dem jungen Rivière, dem er hohe Lobsprüche spendete, und zielte damit auf Laura, die sein Verdienst geschmälert, als ob er ihr damit eben so viele tödtliche Streiche versetzte. Ihre muthwilligen Augen funkelten vor Schalkhaftigkeit und hätten eine Pulvermine zur Explosion bringen können, aber ihr Mund sprach keine Sylbe.

* * *

Die weiße Fahne wehte von den Zinnen des Schlosses Beaurepaire. Der Staatsbeamte warf sofort seine Tabellen hin, ergriff seinen Hut und eilte hinaus.

* * *

»Ich will Ihnen blos sagen, daß Sie in hoher Gunst stehen und daß ich glaube, Sie können einen Besuch wagen,« sagte Jacintha.

»Wie? Bei der Baronin?«

»Warum nicht? Wir werden ihr früher oder später doch auch eine Rolle mit zutheilen müssen.«

»Aber ich wollte ihr schon einmal meine Aufwartung machen und ward mit Verachtung zurückgewiesen.«

»Ha, ha, ha! Ich weiß recht wohl, wie Sie kamen, um uns Ihre Gunst anzubieten. Wohlan, ich will Ihnen nun sagen, daß Sie in Beaurepaire eine weit bessere Rolle spielen können als diese. Verlangen Sie lieber eine Gunst von uns und kommen Sie mit dem Hute in der Hand. Wir lieben es, Bitten zu gewähren — wir sind daran gewöhnt, pflegen aber nichts von Andern anzunehmen.«

»Aber was sollte ich mir erbitten?«

»O was Sie wollen! Es kommt blos darauf an, daß es klingt wie eine Bitte.«

»Ich weiß es — ich werde um die Erlaubniß bitten, auf dem Reviere von Beaurepaire jagen zu dürfen.«

»Sehr gut. Und dadurch erhalten Sie zugleich einen Vorwand, mir manchmal wieder ein Rebhuhn zu schenken,« sagte sie, denn sie verlor ihr Küchendepartement niemals aus den Augen. »Also kommen Sie — vorwärts!«

»Was? jetzt? — diesen Augenblick? Darauf bin ich nicht vorbereitet. Das Herz pocht mir gewaltig, wenn ich nur daran denke.«

»Ach dummes Zeug! Die Baronin und der Doctor sind

jetzt mit einander auf der südlichen Terrasse. Ich aber weiß das nicht. Ich werde Sie in das Zimmer der Baronin hinaufführen und sie wird nicht da seyn — Sie verstehen mich. Gehen Sie jetzt nach dem Hauptthore, pochen Sie an und ich werde Sie einlassen.«

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.